

## Das „große Sterben“ in Deggendorf Anno 1634

*Ludwig Keller*

Deggendorf wurde im Laufe seiner Geschichte wiederholt von verheerenden Seuchen heimgesucht: 1348, 1634, 1703/04 und zuletzt 1742/43. In der Regel waren diese todbringenden Epidemien direkt oder indirekt an kriegerische Auseinandersetzungen in unserer Heimat gebunden. 1634 war es der Dreißigjährige Krieg, 1703/04 der Spanische Erbfolgekrieg, 1742/43 der Österreichische Erbfolgekrieg, in deren Gefolge Infektionskrankheiten mit hoher Sterblichkeitsrate Deggendorf heimsuchten. Gegenüber diesen dramatischen Epidemien verblasen die Probleme etwa der Jahre 1649 und 1713. In beiden Jahren scheint es sich um kleinere Pestinfektionen gehandelt zu haben, wobei 1713 nur die Umgebung von Deggendorf betroffen war. Die Stadt selbst blieb dank konsequenter Sicherheitsmaßnahmen (u. a. Sperrung der Stadt für Fremde) völlig verschont.

Zwischen diesen beiden Jahren, im Herbst 1683, wurden die Deggendorfer erneut durch eine drohende Epidemie in Angst und Schrecken versetzt. Infizierte Personen, die aus Österreich kamen, schleppten die Weiße und die Rote Ruhr ein. Die ersten Erkrankungen traten im Dezember 1683 unter den hier einquartierten Soldaten auf. Aber auch hier haben umsichtige Maßnahmen größeres Unheil verhindert. Am 19. Januar 1684, zu diesem Zeitpunkt gab es unter der Zivilbevölkerung noch keine Krankheitsfälle, wurden vorsorglich die drei hiesigen Bader in „Alarmbereitschaft“ versetzt. Mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgte man die weitere Entwicklung. Man hatte aus den dramatischen Ereignissen des Jahres 1634 einiges gelernt. Zu den Vorkehrungen, in den Ratsprotokollen des Jahres 1684 fast lückenlos dokumentiert, gehörten u. a. das Verbot, Wäsche in den öffentlichen Brunnen zu waschen und die strikte Anordnung, Betten, in denen Kranke lagen, zu beseitigen. Außerdem bestand bezüglich auftretender Krankheitsfälle Meldepflicht, deren Einhaltung konsequent kontrolliert wurde. Eine Nichtbeachtung wurde hart bestraft. Eine weitere Anordnung betraf die Schließung der Deutschen Schule und der Lateinschule ab Mitte Juni. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß mit Beschluß vom 11. Juni 1684 der Magistrat das Nachholen des ausgefallenen Unterrichts in den Ferien anordnete. Fazit: Die Probleme hielten sich in einigermaßen erträglichen Grenzen. Todesfälle in unmittelbarem Zusammenhang durch Bauchfellentzündung bzw. -eiterung als Folge durchgebrochener Abszesse in der Darmwand bei der Roten Ruhr waren vermutlich nicht zu beklagen.

Letzten Endes war es aber für die Deggendorfer bei all diesen Epidemien nur ein schwacher Trost, daß sie das bittere Los von Plünderungen, Bränden und Hungersnöten, die den Verlauf der Seuchen verschärften und in vielen Fällen wahrscheinlich auch erst anbahnten, mit den Bewohnern vieler anderer Städte, Märkte und Dörfer teilten.

## 1. Vorbemerkung

Für die wirtschaftlichen, sozialen, wie auch kommunalpolitischen Auswirkungen war es in der Vergangenheit ziemlich belanglos, welche Epidemie ihren hohen Tribut unter der Bevölkerung forderte. Es ist daher in erster Linie die wissenschaftliche Neugier, die die Frage nach der Art der Krankheiten legitimiert. Unter dieser Perspektive wurde die vorliegende Untersuchung durchgeführt.

Deggendorf wurde Anno 1634 von einer verheerenden Seuche heimgesucht. Dies steht außer jedem Zweifel. Probleme tauchen unvermittelt auf, wenn z. B. die Frage nach der Jahreszeit gestellt wird, in der die Epidemie hier wütete. Völlig ratlos ist man aber zunächst hinsichtlich der Art der Infektion. Hier eine vertretbare Beweisführung durchzuziehen, wird durch einige unerfreuliche Gegebenheiten sehr erschwert. Selbst wenn an einigen wenigen zeitgenössischen Textstellen das Wort *pestilentia* vorkommt, ist dies noch lange kein Beweis dafür, daß damit auch tatsächlich die echte Pest gemeint sein muß. Auch der in einer Deggendorfer Originalquelle aufscheinende *prechen friedthoff* in Schaching muß zunächst ebenfalls mit Vorsicht zur Kenntnis genommen werden. Gleiches gilt für einen später, in den 50er Jahren des 17. Jahrhunderts, erwähnten *pestin freithof*, der sich mit großer Wahrscheinlichkeit im Bereich der heutigen Grund- und Hauptschule am Pandurenweg befunden hatte (In Heft 14 der „Geschichtsblätter“ wurde vom Verfasser bereits einmal auf diesen Aspekt hingewiesen). Pest war eben für unsere Vorfahren grundsätzlich jede ansteckende Krankheit mit hoher Sterblichkeit. Eindeutig belegbar zwar ist die Existenz eines Pestfriedhofs in Schaching, nicht aber seine Frequentierung.

Den üblichen Formulierungen wie *bey / wegen diser gefehrlichen infection* oder *in disen gefehrlichen infections zeiten* fehlt, nüchtern betrachtet, jegliche Aussagekraft. Quellentexte anderer Orte sprechen von *hizigen fiebern* u. ä. Aber gerade das Symptom „Fieber“ trifft nahezu auf alle schweren Infektionskrankheiten zu. Hieraus lassen sich nicht einmal annäherungsweise Schlußfolgerungen ziehen. Solange man es in wissenschaftlichen wie populären Arbeiten bei diesen vagen Angaben beläßt, kann kein Schaden angerichtet werden. In diesem Zusammenhang kann man aber so manchem Historiker den Vorwurf nicht ersparen, verfügbare Unterlagen allzu „großzügig“ verarbeitet und interpretiert zu haben. Ebenso wurde und wird immer noch Sekundärliteratur unbesehen oder doch zumindest unkritisch übernommen. Die Zahl derartiger Veröffentlichungen ist leider erschreckend groß.

In der jüngeren Vergangenheit erlangte die echte Pest schlagartig Aktualität, als Ende September 1994 Pestfälle in Indien, Nepal und Pakistan weltweit die Menschen aufschreckten. In Presse, Funk und Fernsehen wurde darüber ausführlich berichtet. Dabei fielen besonders die Beiträge der Printmedien durch Oberflächlichkeit und mangelnde seriöse Recherchen auf. Den Gesichtspunkt „Fach-

wissen“ sollte man hierbei aus naheliegenden Gründen ausklammern. Einen sehr unerfreulichen Eindruck hinterließen dann manche Beiträge, wenn in ihnen auf historische Seuchenzüge Bezug genommen wurde. Geschichtliches kommt beim Leser gut an. Allerdings hält so manche Darstellung einer sachlichen Kritik nicht stand. Besonders bedenklich ist es, wenn ohnehin unsichere Angaben eines Ortes A unbesehen auf einen Ort B übertragen werden. Solche Darstellungen führen nur noch tiefer in einen quasi-historischen Märchenbrei hinein.

Auch das Fernsehen bemächtigte sich im Herbst 1994 dieser „schaurigen“ Materie. Ob es sich bei den zahlreichen Beiträgen um gezielt eingesetzten Sensationsjournalismus, um billige Effekthascherei oder schlichtweg um schlampig gemachte Reportagen handelte, soll hier weder diskutiert noch entschieden werden.

Ziel der vorliegenden Arbeit ist der Versuch, anhand belegbarer zeitgenössischer Angaben eine Aussage über die Infektionsgeschehnisse von 1634 in Degendorf zu formulieren. Die verwertbaren Textstellen sind zahlenmäßig verhältnismäßig spärlich, knapp, weit verstreut und darüber hinaus medizinisch äußerst unpräzise, vielfach sogar ausgesprochen nichtssagend. Gerade der letzte Gesichtspunkt ist hinlänglich bekannt. Dies alles erschwert Suche und Interpretation. Um zu einer halbwegs plausiblen Schlußfolgerung kommen zu können, sind einige methodische Umwege nötig. Nur durch eine Zusammenschau von historischen Angaben und medizinisch-biologischen Erfahrungswerten und Fakten kann eine einigermaßen zuverlässige Bewertung der Ereignisse von 1634 erarbeitet werden.

## 2. *Gefährliche Infektionen*

Die Auswahl bezüglich der *gefährlichen Infektionen* läßt sich relativ gut eingrenzen: Pest (in ihren beiden Erscheinungsformen als Beulenpest und als Lungenpest), Darmtyphus, Flecktyphus, Cholera, Ruhr, Influenza, Pocken („Schwarze Blattern“), Masern, Diphtherie und Scharlach. Zwei weitere Infektionskrankheiten, Lepra und Malaria, kann man bei dieser Aufzählung unberücksichtigt lassen, da sie über Jahrhunderte hinweg Dauererscheinungen waren und nie in Form von zeitlich und örtlich begrenzten Seuchenzügen auftraten. Grippe (Influenza), Masern, Diphtherie und Scharlach hingegen sind in historischer Betrachtungsweise schon wesentlich ernster zu nehmen, doch fehlen eben leider in den zeitgenössischen Beschreibungen brauchbare Angaben zu den charakteristischen Krankheitsbildern.

Vor allem die „echte“ Grippe (Virusgrippe, „Asiatische Grippe“), die Influenza, forderte im Laufe der Geschichte zahlreiche Opfer. Zuletzt 1918/19 als kontinentweit verbreitete Pandemie<sup>1</sup>, damals als „Spanische Grippe“ bezeichnet. Gerade sie sollte man im Zusammenhang mit der Pest nicht ganz außer acht

lassen, da letztere mit ähnlichen Symptomen wie die Virusgrippe beginnt. Cholera und Darmtyphus traten (und treten immer noch) zwar epidemisch auf und forderten zu allen Zeiten unter der Bevölkerung zahlreiche Opfer, blieben aber in aller Regel lokal recht deutlich begrenzt. Dies erklärt sich aus dem Infektionsweg über verseuchtes Trinkwasser oder ungenügend gegarte Fisch- und Weichtierspeisen.

An dieser Stelle sei nochmals mit allem Nachdruck auf ein grundsätzliches Problem in der Erforschung und Beurteilung von seuchenartig auftretenden Infektionskrankheiten hingewiesen, das eine verbindliche Aussage oftmals unmöglich macht. Für den modernen Mediziner und Naturwissenschaftler ist es meist selbstverständlich, eine bestimmte Krankheit klar und eindeutig beschreiben zu können. Von dieser Prämisse bei historischen Seuchenzügen auszugehen, ist jedoch in den allermeisten Fällen mit Mißdeutungen und Fehleinschätzungen verbunden. Nur zu oft traten in einem bestimmten Gebiet mehrere Infektionskrankheiten gleichzeitig auf. Die mehr oder weniger typischen Krankheitsbilder fanden jedoch nicht die entsprechende Beachtung, zumal über die Ursachen von Infektionskrankheiten völlige Unkenntnis herrschte. Dieser Aspekt sollte in besonderem Maße für Deggendorf im Jahre 1634 berücksichtigt werden.

Als Ursache für Epidemien und Seuchen galt über Jahrhunderte hinweg schlechte und ungesunde Luft. Noch 1706 läßt sich der damalige Deggendorfer Weinwirt und Stadtkammerer *Ferdinand Rhorbeck* (Luitpoldplatz 15; alte Hausnummer: 98; ehemals Café Mitterwallner) vor seiner Reise in einer Erbschaftsangelegenheit nach Stockerau in Niederösterreich in einem Attest folgendes bestätigen: *Wür Cammerer und Rhate, der Kay: Statt Deggendorf, in Nidern Landts Bayrn, attestiren hiemit, das alhier unnd diser refier /: Gott sey schuldutigsten danckh /: rainer, gesunder und von allen ancklebigen kranckheiten befreydter lufft verhandten . . .*<sup>2</sup>

### 3. Medizinische Fachbegriffe

Die sprachlichen Unsicherheiten und Verwischungen im Zusammenhang mit den Begriffen Epidemie und Seuche in Medienberichten und wissenschaftlichen Veröffentlichungen sind recht beträchtlich. Unter einer Epidemie versteht man in der Medizin ein *massenhaftes Auftreten einer Infektionskrankheit in einem begrenzten Gebiet, entweder als Tardiv-Epidemie (durch Kontakt: „Kontakt-Epidemie“ – lat. tardus bzw. tardivus = langsam, spät, verspätet) mit langsamen oder als Explosiv-Epidemie mit steilem Anstieg der Erkrankungsziffer . . . Wesentliche Rollen spielen Kontagionsindex der Krankheit und Besiedlungsdichte*<sup>3</sup>. Der Begriff Seuche wird weiter gefaßt: *Seuchen – Infektionskrankheiten, für die eine Massenausbreitung (Endemie, Epidemie, Pandemie . . .) und ein schwerer Verlauf charakteristisch sind . . .*<sup>4</sup>. Für die Infektion von Anno 1634 in

Deggendorf wird man den *schweren Verlauf* kaum leugnen können. Dies wird noch belegt werden.

Im Zusammenhang mit Seuche und Epidemie werden gelegentlich einige weitere Fachbegriffe verwendet werden müssen, die hier kurz erläutert werden sollen. Es sind dies zunächst die Termini Sterblichkeit = Mortalität (lat. mortalitas = Sterblichkeit), Letalität (lat. letalis = tödlich) und Kontagionsindex (latein. contagio bzw. contagium = Ansteckung, Seuche).

Mit Sterblichkeit bezeichnet man die Anzahl der Sterbefälle z. B. in einem Land oder einem Ort innerhalb eines bestimmten Zeitraumes. Beurteilungszeitraum ist in der Regel ein Jahr. Die Angaben erfolgen bei kleinen Zahlenwerten in Promille, bei größeren dagegen in Prozent (s. u.). Die Letalität hingegen ist der Anteil der an einer bestimmten Krankheit verstorbenen Personen. *Die Beulenpest hatte zum Beispiel eine Letalität von 50 bis 80 Prozent, das heißt, daß 50 bis 80 von je 100 Beulenpest-Kranken an dieser Krankheit starben. Bedeutend niedriger als die Letalität war stets die Mortalität, denn dieser Begriff bezieht sich auf die gesamte Population und nicht nur auf den Anteil der Erkrankten. Die „Mortalität“ bezieht sich auf den Anteil der Verstorbenen – zum Beispiel an der Beulenpest – aus der Gesamtbevölkerung. Wenn im Verlauf einer Pestepidemie 20 Prozent einer Bevölkerung erkrankten und 70 Prozent der Kranken verstarben, dann betrug die Mortalität 14 Prozent, die Letalität 70 Prozent<sup>5</sup>.*

Unter dem Kontagionsindex oder Infektionsindex versteht man *in der Epidemiologie die „Krankheitshäufigkeit“, d. h. die Zahl der an einer Infektionskrankheit erkrankten (nichtimmunen) Personen, bezogen auf 100 der Infektion ausgesetzten „Kontaktpersonen“<sup>6</sup>.* Bei Masern und Pocken betragen die entsprechenden Zahlen 95, beim Scharlach 40 und bei der Diphtherie 10 bis 20. Eine Infektionskrankheit mit sehr niedrigem Kontagionsindex ist die Kinderlähmung (Poliomyelitis). Hier liegt der Zahlenwert unter eins. Extrem hoch hingegen ist der Infektionsindex bei der Lungenpest. Er erreicht hier die 100 %-Marke.

#### 4. Die Pest – eine Nagerkrankheit

Die Pest ist primär eine Infektionskrankheit kleinerer Nagetierarten Asiens, wie Ratten und Steppennurmeltiere, gewesen. Sie ist mit Blutungen (Hämorrhagien) in den unterschiedlichsten Organen verbunden. Grundsätzlich kann jedes Organ davon betroffen sein, am häufigsten jedoch Lymphknoten, Milz, Lunge, Leber, Haut und Schleimhäute. Die Giftstoffe (Toxine) des Pesterregers schädigen die Blutgefäßwandungen in der Weise, daß diese flüssigkeitsdurchlässig werden. Daher kommt es zu Flüssigkeitsansammlungen (Ödemen) im umliegenden Gewebe.

Daß die Pest durchaus keine Krankheit der Vergangenheit ist, wurde uns im Herbst 1994 sehr drastisch vor Augen geführt. In mehr als einem Dutzend Länder der Erde existieren auch heute noch endemische, d. h. auf bestimmte Ge-

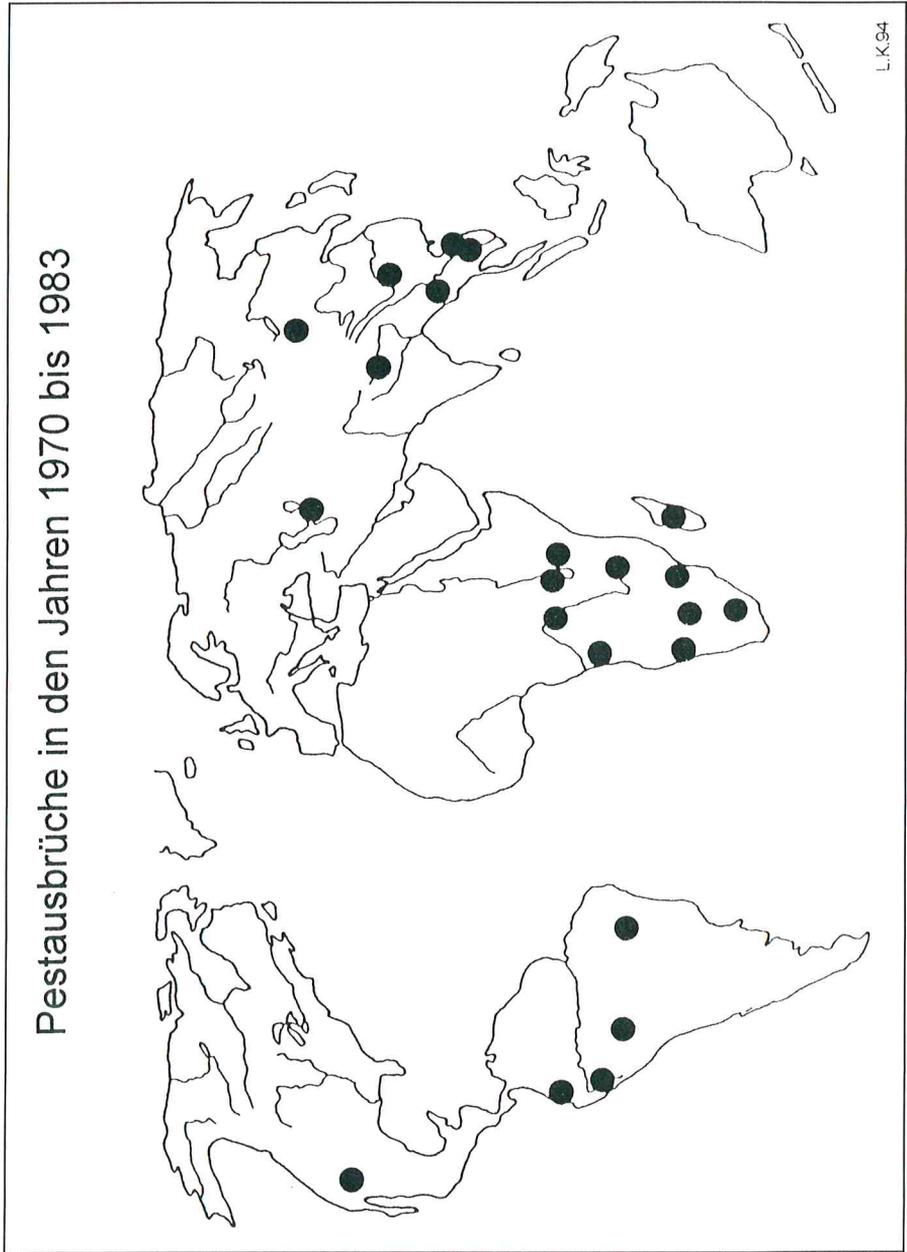


Abb. 1

biete beschränkte Vorkommen der Nagerpest. Solche regional begrenzten Nagerpestherde gibt es in Innerasien, in China, Thailand, Indien und rund um den Kaspischen See. In Afrika sind Kenia und die Südafrikanische Republik Schwerpunkte der Nagerpest. In diesen Gebieten kam es selbst in jüngster Vergangenheit immer wieder zu lokalen Pestausschüben in der Bevölkerung (Abb. 1).

Durch die Handelsschifffahrt gelangte die Pest auch in die Neue Welt. So wurde z. B. die Pest 1898 durch den französischen Dampfer *Gironde* von Madagaskar aus nach Südamerika eingeschleppt<sup>7</sup>. Einige südamerikanische Staaten (Brasilien, Argentinien, Ecuador, Kolumbien) und der Westen der USA (Nevada, Oregon, Idaho, Kalifornien) sind ebenfalls Verbreitungsgebiete der Nagerpest.

Das Vorhandensein bzw. das gelegentliche Aufflackern der Nagerpest bedeutet jedoch keineswegs auch zwangsläufig ein Übergreifen auf den Menschen. Solange sich Verbreitung und Vermehrung der Kleinnager in normalen Grenzen halten, besteht für den Menschen grundsätzlich keine Gefahr. Besondere äußere Faktoren, wie z. B. Witterungsbedingungen, Nahrungsangebot u. ä., können jedoch zu einer Massenvermehrung der Tiere führen. Dies beschleunigt eine rasche Durchseuchung einer Nagerpopulation. Mit dem Einsetzen des Massensterbens der erkrankten Tiere tritt die Pest dann in eine auch für den Menschen kritische Phase ein.

Schon vor über 2000 Jahren hatte man im alten China beobachtet, daß einem Massensterben der Ratten eine Pestepidemie bei den Menschen folgte. In Unkenntnis der Kausalzusammenhänge zwischen Nager- und Menschenpest wertete man dies einfach als böses Omen. Bis zur wissenschaftlichen Erforschung der Pest vergingen noch viele Jahrhunderte. Immerhin vermutete aber schon vor über 200 Jahren der italienische Gelehrte Agostin Bassi de Lodi, daß die Pest, wie auch andere ansteckende Krankheiten, durch lebende Organismen hervorgerufen wird. Seine Hypothese fand jedoch keine Beachtung. Im christlichen Abendland mit seiner geradezu fatalistischen Einstellung gegenüber Seuchenzügen blieben die beiden Pestpatrone Sebastian und Rochus in den Notzeiten von Pest und anderer *Pestilenzien* die einzige Hilfe versprechende Zufluchtsmöglichkeit.

Den exakten Beweis für die Vermutung von de Lodi konnten erst 1894 Alexandre Emile Jean Yersin (1863 – 1943) und, unabhängig von ihm, der Japaner Shibaburo Kitasato (1852 – 1931) während einer Pestepidemie in Hongkong erbringen. Zu Ehren des Schweizer Yersin, der als Bakteriologe und Tropenarzt in Vietnam arbeitete, wurde der Pesterreger *Yersinia pestis* genannt. Yersin selbst gab ihm den Namen *Pasteuriella pestis*, eine Bezeichnung, der man auch heute noch gelegentlich in der Literatur begegnet.

Voraussetzung für die Entdeckung des Pesterregers waren leistungsfähige Mikroskope und vor allem geeignete Färbetechniken, mit denen man das plumpe und unbewegliche Pestbakterium sichtbar machen konnte (Länge:

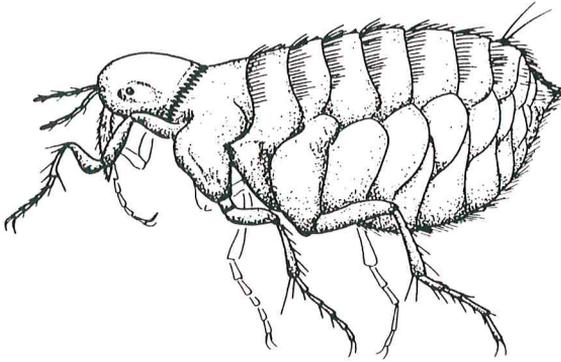
1,5–2,0  $\mu\text{m}$ ; Dicke: 0,5–0,7  $\mu\text{m}$ ). Die entscheidenden färbetechnischen Verfahren wurden vor allem am Institut von Robert Koch in Berlin entwickelt. Ein Mitarbeiter Kochs, Paul Ehrlich (1854–1915), galt an dieser so erfolgreichen Forschungsstätte als der „Oberfärber“. Sein Motto: „*Ehrlich färbt am längsten!*“ Er entdeckte den Erreger der Diphtherie und entwickelte dagegen ein Serum. Ehrlich erhielt deshalb von der Nachwelt den ehrenvollen Titel „Engel der Kinder“ und wurde für seine Immunitätsforschung 1908 mit dem Nobelpreis für Medizin ausgezeichnet.

Bei den Nagetieren benötigt das Pestbakterium einen Vektor, d. h. einen Überträgerorganismus. Für die Übertragung der Yersinien kommen hierbei verschiedene Floharten in Frage: *Xenopsylla pestis*, *Xenopsylla brasiliensis*, *Xenopsylla cheopsis* und *Ceratophyllus fasciatus*. Von besonderer Bedeutung sind dabei der tropische Rattenfloh *Xenopsylla cheopsis*, gemeinhin als der Pestfloh in Verruf gekommen, und *Ceratophyllus fasciatus*, der europäische Rattenfloh. Die Larven des tropischen Rattenfloh können sich ausschließlich von Getreidestaub ernähren. Damit wurde diese Floh zum „Floh der Getreidespeicherratten“. Hafenanlagen mit zahlreichen Getreidespeichern sind deshalb nicht von ungefähr immer wieder zu Ausgangszentren von Pestepidemien beim Menschen geworden.

Im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit kam im europäischen Raum dem Menschenfloh (*Pulex irritans*; Abb. 2) als Überträger mit ziemlicher Sicherheit besondere Bedeutung zu. Über eine endgültige und schlüssige Beurteilung hierüber sind sich aber die meisten Wissenschaftler noch immer nicht ganz einig. Trotz ihrer zuordnenden deutschen Namen – Rattenfloh, Menschenfloh usw. – beschränken sich die blutsaugenden Quälgeister keineswegs immer auf eine bestimmte Wirtsspezies, sondern gehen durchaus auch auf andere Warmblüter über. Diese Eigenschaft spielte und spielt immer noch eine ganz entscheidende Rolle beim Ausbruch von Pestepidemien unter den Menschen.

Als Pestreservoir kommt eine ziemlich umfangreiche Gruppe von kleineren Nagetierarten in Frage. Die Palette reicht dabei vom Steppenmurmeltier Innerasiens über die Nilratte, Gambiariesenratte, Grasratte, Sumpfratte und die Nalratte Afrikas hin bis zum Erdhörnchen und zum sog. Präriehund (ebenfalls eine Nagerart) in den USA und in Südamerika. Im ostasiatischen bzw. pazifischen Raum ist die polynesische Ratte Träger der Pest. Im Europa spielte selbstverständlich die Hausratte aus der unmittelbaren Umgebung des Menschen die dominierende Rolle, während die Wanderratte als Pestquelle eine deutlich geringere Rolle spielte. Mit dieser Aufzählung ist die Liste der potentiellen Pestträger jedoch noch keineswegs komplett. Aktueller Stand: Bei rund 200 Kleinnagerarten ist die Pest nachgewiesen worden.

Für den biologisch-medizinischen Laien wird das Bild über die Pest außerordentlich verwirrend, wenn man zusätzlich auch noch die drei biochemisch unterscheidbaren Varianten des Pesterregers ins Spiel bringt. Variante I (*varia-*



L.K.94

Abb. 2:

Menschenfloh (*Pulex irritans*; die kleine Strichmarke rechts unten gibt die natürliche Größe an) – Flöhe sind hochspezialisierte flügellose Hautparasiten von Säugern und Vögeln („warmblütige“ Wirbeltiere). Der seitlich stark abgeflachte Körper aller Flöhe erleichtert ihnen die Fortbewegung in Haarkleid und Gefieder ihrer Wirte. Sie sind meist durch eine ausgeprägte Wirtsspezifität gekennzeichnet, befallen aber unter bestimmten Bedingungen auch andere Arten.

Den größten Floh, Körperlänge rund 5 mm, weist ausgerechnet die kleinste Säugetierart nördlich der Alpen, die Zwergspitzmaus, auf (Körperlänge 55 mm, Schwanzlänge 35 mm).

Die Jugendstadien (Larven) der verschiedenen Floharten sind beinlos und von wurmförmiger Gestalt. Sie leben von organischem Staub (z. B. Mehl- und Getreidestaub, Hausstaub). Bevorzugte Lebensräume der Flohlarven sind Ritzen aller Art im Bodenbereich eines Raumes. Feuchtes oder gar nasses Milieu wird strikt gemieden. Wasser ist für sie tödlich (Reinigung von verseuchten Gebäuden!).

*tio orientalis*, Erreger der „orientalischen“ Pest) trifft man in Indien, Burma, Südchina und Vietnam (unsicher!) an. Es ist dies auch der Erreger der Nagerpest in den USA. Variante II (*variatio antiqua*, Erreger der „alten“ Pest) war ursprünglich in Zentralasien verbreitet und drang von dort aus nach Westen vor. Es ist dies der in Afrika heute vorherrschende Pesterreger. Variante III (*variatio mediaevalis*, Erreger der „mittelalterlichen“ Pest) schließlich ist in den Gebieten rund um den Kaspischen See nachgewiesen worden. Diese Variante verursachte im Mittelalter die furchtbaren Seuchenzüge in Europa. Sehr wahrscheinlich ist die Variante III als Mutante der endemischen Pest Innerasiens aufzufassen (Abb. 3).

Massenvermehrungen von Nagern und die damit verbundene Chance einer raschen Durchseuchung der einzelnen Populationen können letzten Endes zu Pestseuchenzügen beim Menschen führen. Darauf wurde bereits hingewiesen. Die Ursache, warum Flöhe z. B. von der Ratte auf den Menschen übergehen, hängt mit der kurz vor dem Tod der Tiere leicht absinkenden Körpertemperatur

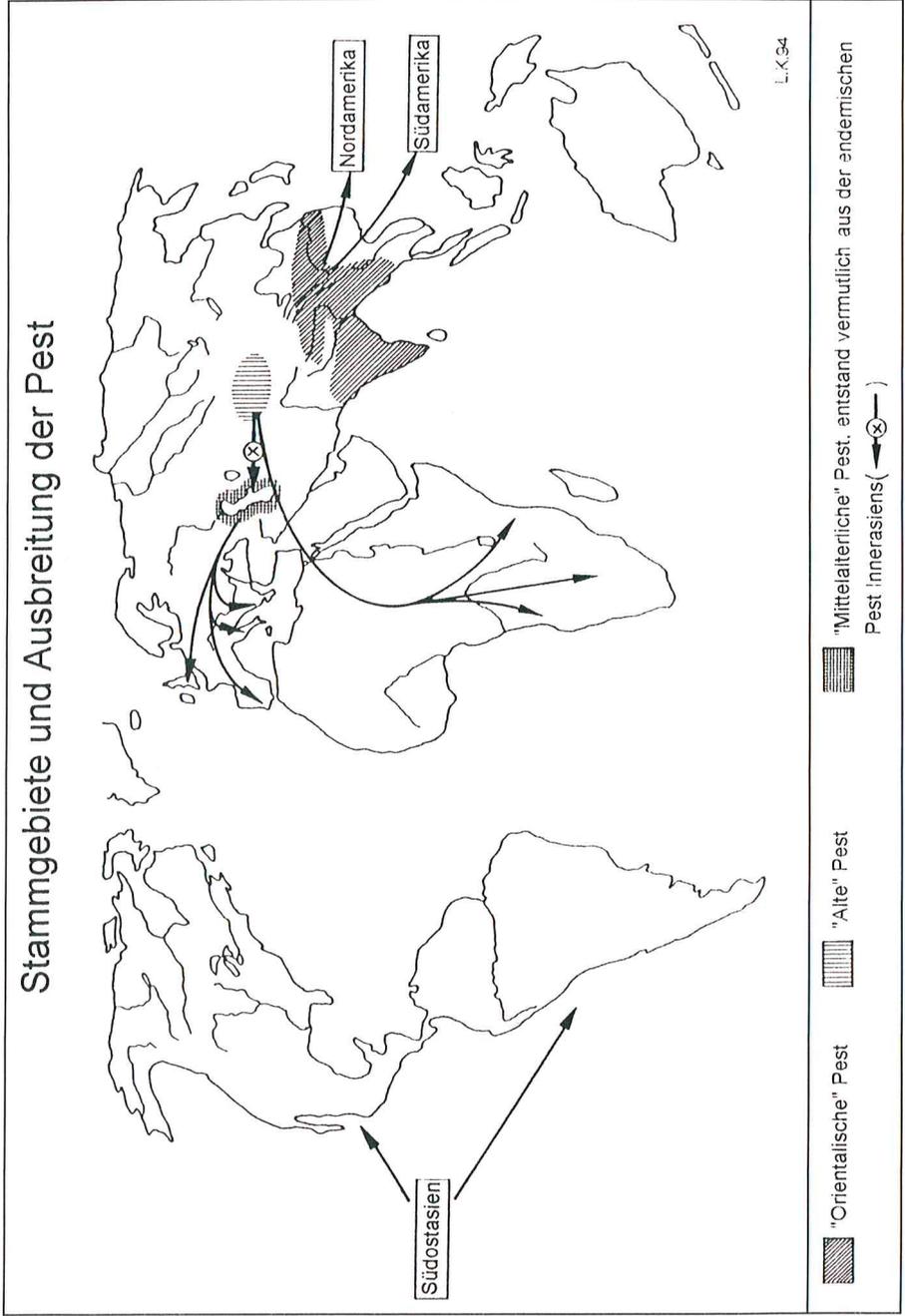


Abb. 3

zusammen. Wie viele andere an Warmblütern schmarotzende Gliederfüßer besitzen auch die verschiedenen Floharten einen hochentwickelten Temperatursinn, der sie sogar noch Temperaturunterschiede von weniger als einem halben Grad Celsius wahrnehmen läßt. Für die Pestüberträger ist die sinkende Hauttemperatur der todkranken Nager offensichtlich das „Startsignal zum Umsteigen“ auf einen anderen Wirtsorganismus. Sehr wahrscheinlich spielt aber auch noch der Geruchssinn hierbei eine Rolle.

## 5. Die Übertragungsmechanismen bei Pest und Fleckfieber

Ein kurzer Rückblick auf das bisher Gesagte läßt die Vermutung aufkommen, daß man für die Deggendorfer Epidemie des Jahres 1634 außer der Pest keine weitere schwere Infektionskrankheit in Erwägung zu ziehen hätte. Dies trifft jedoch keineswegs zu. Es ist nun daher an dieser Stelle der erste vorsichtige Versuch angebracht, einige der eingangs aufgezählten Infektionskrankheiten, die epidemieartig auftreten können, eliminieren zu können.

Lepra (= Aussatz) und Malaria scheiden aus den bereits genannten Gründen von vorneherein aus. Masern, Scharlach, Diphtherie und Pocken erscheinen aufgrund mehrerer Indizien als wenig wahrscheinlich. Ein recht wichtiger Beurteilungsgesichtspunkt ist u. a. die Jahreszeit, in der eine Epidemie in historischer Zeit ausbrach. Auch für die *Infection* des Jahres 1634 in Deggendorf sollte dies noch eine erhebliche Rolle spielen. Die vorläufige Verwendung des Singulars „die Infektion“ darf hier keineswegs als endgültige Feststellung gewertet werden. Im weiteren Verlauf dieser Untersuchung wird sich eine deutliche Modifizierung nicht umgehen lassen.

Cholera-, Darmtyphus- und Ruhrepidemien werden, wie bereits erwähnt, meist durch verseuchtes Trinkwasser oder infizierte Fische und Weichtiere (vor allem Muscheln) ausgelöst. Wohl war es damals, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, um die Trinkwasserversorgung in Deggendorf bestimmt nicht zum besten bestellt. Die einzelnen Häuser hatten ihre eigenen grundwassergespeisten Hausbrunnen, in deren unmittelbarer Nähe nicht selten die Abortgruben lagen. Eine Einschwemmung von Typhus- und Choleraerregern in die Brunnen war damit jederzeit möglich. Eine eingehende Überprüfung zeitgenössischer Unterlagen hätte aber dann einzelne Krankheitsschwerpunkte innerhalb der Stadt ergeben müssen. Dies trifft jedoch nicht zu.

Eine schwer abzuschätzende Größe in dieser Aufzählung ist die „echte“ Virusgrippe. Auf die ähnlichen Anfangssymptome von Grippe und Pest wurde bereits hingewiesen. Selbst bei der Pestepidemie in Indien 1994 stellte sich heraus, daß anfängliche Fehldiagnosen auch in unserer Zeit nicht nur möglich sind, sondern nicht selten sogar zwangsläufig passieren müssen: Allgemeines Unwohlsein, Kopf- und Gliederschmerzen, hohes Fieber usw. sind so unspezifische Anzeichen, daß eine endgültige Beurteilung der vorliegenden Krankheit nur

durch eine bakteriologische Untersuchung zuverlässig sein kann. Aber für Degendorf 1634 scheint einiges gegen eine Influenzaepidemie zu sprechen, zumindest was den Sommer dieses Jahres betrifft. Die Influenza ist nämlich eine typische Winterkrankheit. Somit schälen sich allmählich zwei Schwerpunkte aus dieser Zusammenstellung heraus: Fleckfieber und Pest. Schon an dieser Stelle sei nochmals darauf hingewiesen, daß die Jahreszeit bei einer abschließenden Beurteilung eine wichtige Rolle spielen wird.

So unterschiedlich die beiden Infektionskrankheiten Pest und Fleckfieber auch sind – eines haben sie (zusammen mit den hier abwegigen drei Malariaformen) gemeinsam: Die Erreger werden durch Insekten übertragen. Die grundsätzliche Bedeutung mehrerer Insektenarten als Überträger für Pest und Fleckfieber ist schon seit Jahrzehnten bekannt. Flöhe wurden noch vor der Jahrhundertwende als Vektoren der Pesterreger identifiziert, Körperläuse als Überträger des Fleckfiebers während des Ersten Weltkrieges.

Nichtsdestoweniger mußte man in dieser Hinsicht in den vergangenen beiden Jahrzehnten in einigen Punkten ganz erheblich umlernen. So galt als anerkannte Lehrmeinung beim Fleckfieber, daß der entsprechende Erreger, das Bakterium *Rickettsia prowazeki*, durch den Stich der Läuse in einen neuen Organismus gelangen würden. Inzwischen wurde dies als Fehlinterpretation erkannt. Der Fleckfiebererreger wird vielmehr durch den Kot der Läuse transportiert. Immerhin kann eine einzige Kleiderlaus in ihrem Darm bis zu 200 Millionen dieser Bakterien enthalten. Der heftige Juckreiz an der Einstichstelle des Insekts veranlaßt verlauste Menschen zum Kratzen. Dabei wird die Haut verletzt. Durch diese oft nur unbedeutend beschädigten Stellen gelangen dann die Fleckfieberbakterien in die Blutbahn. Inzwischen wurde auch noch das erfolgreiche Eindringen in den menschlichen Körper über dünne Schleimhäute, besonders im Nasen-Rachen-Bereich, nachgewiesen.

Am Menschen parasitieren drei verschiedene Formen von Körperläusen. Zwei von ihnen, die Kopflaus (*Pediculus humanus capitis*) und die Kleiderlaus (*Pediculus humanus corporis*) werden als zwei Rassen einer einzigen Art aufgefaßt. Die Kleiderlaus ist etwas größer und weist eine längere Larvenentwicklungszeit auf (21 Tage gegenüber 17 Tagen bei der Kopflaus). Die Kopflaus kann maximal zwei Tage hungern, die Kleiderlaus hingegen, vor allem bei niedriger Umgebungstemperatur, bis zu sieben Tage. Dies machte man sich, nachdem man die Zusammenhänge zwischen Läusen und Fleckfieber erkannt hatte, bei der Fleckfieberbekämpfung zunutze, indem man verlauste Kleidung, Bettwäsche usw. wenigstens zehn Tage lang vom Menschen in einer Art „Hungerquarantäne“ fernhielt. Der Erfolg hielt sich jedoch in Grenzen, weil die Eier (Nissen) von dieser Maßnahme unberührt blieben.

Als Überträger des Fleckfiebererregers kommt fast ausschließlich die Kleiderlaus in Frage, während die Kopflaus hierbei nur eine sehr untergeordnete Rolle spielt. Eine zweite Lausart des Menschen ist die Filzlaus (*Phthirus pubis*), we-

gen ihres bevorzugten Lebensraumes im Genitalbereich vulgär auch als „Sackratte“ bezeichnet. Sie ist die kleinste Körperlaus des Menschen und erreicht eine Länge von 1,0 bis maximal 1,7 mm. Trotz ihrer Kleinheit hat sie mit 21 bis 27 Tagen die längste Larvenentwicklungszeit. Wie die Kopflaus kann auch sie nur maximal zwei Tage hungern. Als Überträgerin des Fleckfiebers ist sie zu berücksichtigen, ihr Anteil an der Übertragung von Fleckfieber ist schwer abzuschätzen (Abb. 4).

Ein grundsätzlich anderes Bild als beim Fleckfieber bieten die Übertragungsmechanismen der Pest. Für den Pesterreger *Yersinia pestis* sind die verschiedenen Floharten im „Normalfall“, d. h. bei der sog. Beulen- oder Bubonenpest (lat. bubo = Beule, Drüse), ein wesentliches Bindeglied in der Infektionskette. Auch hier haben Forschungsergebnisse in relativ junger Vergangenheit ein Umdenken erfordert. War man noch vor zwei Jahrzehnten der Überzeugung, daß die Yersinien „rein zufällig“ durch die Flöhe von einem Organismus in den anderen verschleppt werden, so mußte man auch hier umlernen.

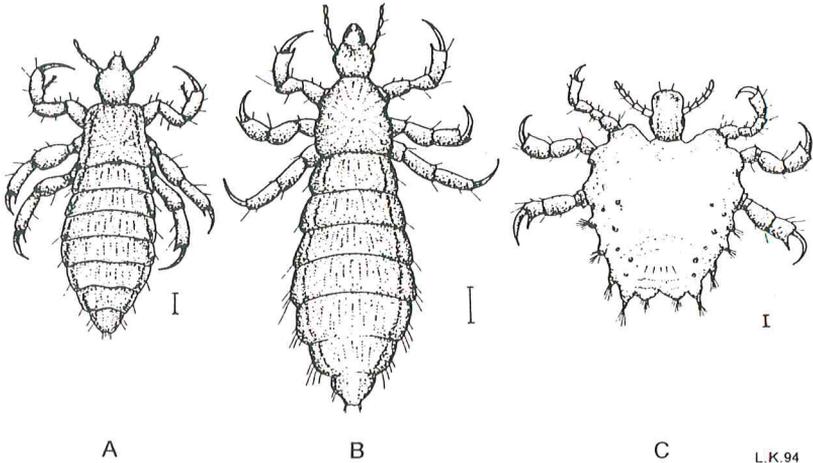


Abb. 4:

A: Kopflaus (*Pediculus humanus capitis*) – B: Kleiderlaus (*Pediculus humanus corporis*) – C: Filzlaus (*Phthirus pubis*). Die Strichmarken geben die natürliche Größe an.

Kopflaus und Kleiderlaus werden als zwei Rassen derselben Tierart aufgefaßt. Warum sie am menschlichen Körper unterschiedliche Habitate besiedeln, ist nicht bekannt.

Die verschiedenen Floharten erreichen im Vergleich zu ihrer geringen Größe ein recht ansehnliches Alter von mehreren Monaten. Einige können sogar älter als ein Jahr werden, die Larvenzeit nicht eingerechnet. Die Überraschung war groß, als man feststellen mußte, daß mit Pesterregern beladene Flöhe gerade mal einige Tage nach der Aufnahme von infiziertem Blut überleben. Viele von ihnen

gehen bereits nach zwei Tagen zugrunde. In dieser kurzen Zeit vermehren sich nämlich die Pesterreger, die mit einer Blutmahlzeit aufgenommen werden, geradezu lawinenartig im sog. Vormagen der Flöhe. Der Versuch eines Flohs, erneut Blut zu saugen, muß wegen des total verstopften Verdauungskanal scheitern. Um doch noch zu Nahrung zu kommen, erbrechen die Tiere den Inhalt des Vormagens in die Stichwunde und übertragen so den Pesterreger.

Bei dieser Form der Pest ist der Floh als Zwischenwirt in den Entwicklungskreislauf der *Yersinien* fest eingebunden. Überraschend für die Wissenschaftler war, daß auch ein Zwischenwirt an einer Infektion verendet – eine bis jetzt ungewöhnliche Einmaligkeit. Neben diesem Standardweg der Übertragung gibt es bei der Pest aber noch eine andere, weitaus gefährlichere Übertragungsform, bei der kein eigener Überträgerorganismus erforderlich ist. Beim Zusammenbruch der Immunschranken in den zahlreichen Lymphknoten im menschlichen Körper kann der Pesterreger auch in die Lunge gelangen. Die Lungenpest entsteht. Die sich rapid entwickelnde Krankheit wird dann durch Tröpfcheninfektion beim Husten und Niesen auf andere Menschen übertragen. Bei diesem Übertragungsmechanismus benötigt dann der Pesterreger den Floh als Zwischenwirt nicht mehr. Der Verlauf der Lungenpest ist überaus dramatisch. Bereits drei Tage nach der Infektion tritt spätestens der Tod ein. Hier konnte früher wirklich kein Bader und kein Arzt mehr helfen. „Helf’ (dir) Gott!“ rief man deshalb im 17. Jahrhundert einem niesenden und hustenden Menschen zu. Wer denkt heute noch daran, was dieser fromme Zuruf eigentlich einmal bedeutete?

## 6. Rattenpest – Menschenpest

In Europa war über Jahrhunderte hinweg die dunkelgraubraun gefärbte Hausratte, die „schwarze“ Ratte (*Rattus rattus*), die permanent gefährliche Pestquelle. Ihr Floh war bzw. ist der europäische Rattenfloh (*Ceratophyllus fasciatus*). Als typische Kulturfolgerin des Menschen bevorzugte die Hausratte Vorratskammern, Stallungen, Krämereien, Bäckereien, Mühlen, Getreidespeicher – kurzum alle Örtlichkeiten, an denen sie reichlich Futter und auch günstige Bedingungen zur Aufzucht der Jungen vorfand. Daß hier die Vergangenheitsform gebraucht wird, hängt damit zusammen, daß die schwarze Ratte bei uns nahezu verschwunden ist. Fachleute sind sich aber bis heute noch immer nicht über die Hintergründe des Verschwindens der Hausratte einig, zumindest soweit dies Mitteleuropa betrifft.

Hausratten, und nicht die scheuen und heimlichen Wanderratten, waren früher auch regelmäßig blinde Passagiere im Versorgungstroß einer militärischen Truppe. Bei längerem Aufenthalt an einem Ort konnte es dann zu einer Durchmischung der „Troßratten“ mit den „Einheimischen“ kommen. Waren unter den Zuzüglern infizierte Tiere vorhanden, konnte sich die Nagerpest dann im wahrsten Sinne des Wortes allmählich im „Untergrund“ ausbreiten. Und das

dauerte einige Zeit. Rattenpopulationen können aufgrund der großen Fruchtbarkeit der Weibchen sehr rasch anwachsen. Im Laufe eines Jahres werden mehrmals bis zu acht Junge pro Wurf nach nur vierwöchiger Trächtigkeit zur Welt gebracht. Die Jungtiere sind schon nach wenigen Monaten selbst fortpflanzungsfähig. Die Rattenlawine rollt an. Liegt eine mit der Nagerpest infizierte Population vor, so ist jetzt der Zeitpunkt eines beginnenden Massensterbens der Tiere erreicht. Die Seuche kann nun auf die Menschen überspringen.

Es spricht einiges dafür, daß etwa gegen Ende des 17. Jahrhunderts, in einigen Gebieten schon früher, die Hausratte durch die wesentlich größere und vor allem aggressivere Wanderratte (*Rattus norvegicus*) verdrängt wurde. Auch deutlich verbesserte hygienische Verhältnisse in den Dörfern, Märkten und Städten könnten mit ein Grund für das Verschwinden der Hausratte gewesen sein. Auffallend ist zumindest, daß mit dem Siegeszug der Wanderratte die Zeit der großen Pestzüge in Mitteleuropa vorbei war. Ein weiterer wichtiger Gesichtspunkt ist, daß die Wanderratte bei weitem nicht so eng an die menschlichen Behausungen gebunden ist wie die Hausratte. Die volkstümliche Bezeichnung „Kanalratz“ für die Wanderratte weist deutlich auf deren bevorzugtes feuchtes Habitat hin. Grundsätzlich kommt zwar auch sie als Pestreservoir in Betracht, nur sind aber die Übertragungsmöglichkeiten der Pest auf den Menschen bei weitem nicht so günstig wie bei der früher allgegenwärtigen Hausratte (Abb. 5). Diese Verdrängungshypothese befriedigt allerdings auch nicht in allen Belangen. Es

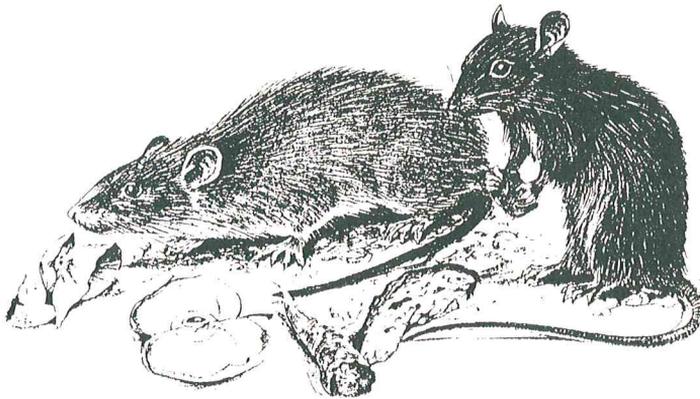


Abb. 5:

Wanderratte (*Rattus norvegicus*, links) und Hausratte (*Rattus rattus*, rechts) – Der Größenunterschied ist deutlich zu erkennen. Die Wanderratte erreicht eine Körperlänge von 24 bis 27 cm, die Schwanzlänge liegt zwischen 17 und 24 cm, das Gewicht kann bis zu 500 g betragen. Die wesentlich dunklere Hausratte, sie wird deshalb auch Schwarze Ratte genannt, weist eine Körperlänge von nur 16 bis 23 cm auf, der relativ lange Schwanz kann 19 bis 25 cm erreichen. Bei einem Gewicht von nur maximal 220 g wirkt sie deutlich schlanker („mausartiger“) als die Wanderratte. Bei dieser fällt außerdem beim langsamen Laufen der stark gekrümmte Rücken auf. Auch hier wirkt die Hausratte „mausartiger“ (Aus: R. Dirksen / G. Dirksen, Tierkunde 1, München 1972, S. 85).

müssen sogar massive Widersprüche zu den tatsächlichen Gegebenheiten registriert werden. So breitete sich die Wanderratte im 18. Jahrhundert von Ost nach West aus, während die Pest in dieser Zeit von West nach Ost zurückwich.

Derzeit werden einige neue Hypothesen zum Rückgang der Pest in Mitteleuropa diskutiert. Eine davon, und sie erscheint einen sehr hohen Wahrscheinlichkeitswert zu besitzen, geht davon aus, daß eine zum Bakterium *Yersinia pestis* nahe verwandte Mikrobenart, *Yersinia pseudotuberculosis*, nach und nach die diversen Nagerpopulationen durchsetzte. Der entscheidende Aspekt dabei ist, daß *Yersinia pseudotuberculosis* im Gegensatz zu *Yersinia pestis* eine nachhaltige Immunität in einem befallenen Organismus auslöst. Dies trifft auch auf den Menschen zu. Von besonderer Bedeutung ist dabei der Umstand, daß diese erworbene Widerstandsfähigkeit gegen eine Infektion mit dem „echten“ Pesterreger ebenfalls uneingeschränkt wirksam ist<sup>8</sup>. Diese doch recht bemerkenswerte Erkenntnis, die manches hinsichtlich der Pestausbrüche in jüngster Zeit in einem etwas anderen Licht erscheinen lassen, hatte man erst 1980 gewonnen.

## 7. Fleckfieber und Pest

Es kann nicht oft genug betont werden, daß sehr oft mehrere schwere Infektionskrankheiten örtlich und zeitlich nebeneinander die Zivilbevölkerung wie auch ganze Armeen heimsuchten. Dies erschwerte eine zufriedenstellende Beurteilung außerordentlich. Es ist daher durchaus denkbar, daß schon aus dieser Tatsache heraus eine treffsichere Beschreibung der Symptome unterblieb bzw. unterbleiben mußte. Hinzu kommt, wie schon angedeutet, die geradezu fatalistische Einstellung der Menschen gegenüber Epidemien: Seuchen waren verdiente Strafen für begangene Sünden.

Dennoch hat sich aber die Pest als „Geißel Gottes“ viel tiefer ins Bewußtsein und in die Erinnerung der Menschen eingegraben, als jede andere schwere Infektionskrankheit mit mehr oder weniger hoher Letalität. Manche Redewendung wird noch heute mehr oder weniger gedankenlos gebraucht: Wir reden vom Pesthauch, wir wünschen jemand die Pest an den Hals und es stinkt etwas wie die Pest. Vor allem die beiden letzten Bilder sind zweifelsfrei mit der Beulenpest in Verbindung zu bringen. Die dick angeschwollenen Lymphknoten im Nacken- und Unterkieferbereich und der widerliche Gestank aufgeplatzter oder aufgeschnittener, völlig vereiterter Lymphknoten sind untrennbar mit der Beulenpest verknüpft (Abb. 6 und Abb. 7). Die weit verbreitete Meinung, daß Pestbeulen schwarz wären und deshalb die Pest als „Schwarzer Tod“ bezeichnet wurde, muß in das Märchenreich verwiesen werden. Besonders bedenklich auch ist die Tatsache, daß noch im Herbst 1994 selbst Fachleute ein erschreckendes Maß an Unkenntnis hinsichtlich der Pest an den Tag legten<sup>9</sup>.

Im Gegensatz zur Pest ging das Fleckfieber häufig in den unmittelbaren Kriegswirren, die es begleitete, einfach unter. Hinzu kam die meist relativ kurze Dauer



Abb. 6:

Mittelalterliche Darstellung (Holzschnitt 1482) einer operativen Behandlung einer Pestbeule. Der Bader (*Wundtarzt, Chirurgus*) schabt einem an der Beulenpest Erkrankten einen geöffneten Lymphknoten im Achselbereich aus. Die Bezeichnung *Prech(en)pader* für Wundärzte in Pestzeiten muß nicht unbedingt, wie dies üblicherweise geschieht, mit dem Erbrechen eines Kranken erklärt werden. Die spezielle Berufsbezeichnung könnte u. U. auch vom „Aufbrechen“ = Aufschneiden der Pestbeulen abzuleiten sein. In der Weidmannssprache wird bekanntlich das Entfernen der Eingeweide bei erlegtem Schalenwild (Hirsch, Reh, Wildschwein usw.) auch als „Aufbrechen“ bezeichnet (Aus: Biologiebuch für die 7. Jahrgangsstufe des Gymnasiums, München 1981, S. 29).

Abb. 7:

„Schnabeldoktor“ – Stich aus dem frühen 18. Jahrhundert eines mittelalterlichen Baders mit Schutzkleidung, die eine Infektion mit der Pest verhindern sollte. Im Schnabel der Gesichtsmaske befanden sich wohlriechende Essenzen und diverse Zaubermittel, die den Träger vor der „schlechten Luft“ als krankmachendes Agens zusätzlich schützen sollten. (Aus: Schimitschek/Werner, *Malaria, Malaria, Fleckfieber*, Stuttgart 1985, S. 124)

von nur einigen Wochen bis wenigen Monaten, so daß möglicherweise die Erinnerung daran bald erlosch. Auch sind die Symptome weit weniger dramatisch als bei der Beulenpest. Die Kranken fieberten geradezu unauffällig ihrem irdischen Ende entgegen, durch Hunger und Kälte ohnehin schon tödlich geschwächt. Die umfangreichen Veränderungen der Haut in Form ausgedehnter Rötungen wurden vermutlich nicht einmal mit der Krankheit in Verbindung gebracht. Möglicherweise betrachtete man sie nur als Folgen von Hunger und massenhaftem Parasitenbefall (Läuse).

Über Fleckfieberausbrüche in historischer Zeit im Zusammenhang mit Kriegseignissen sind wir recht gut informiert. Fleckfieber war eine geradezu charakteristische Infektionskrankheit der Soldaten und Kriegsgefangenen. Sie spielte z. B. im 16. Jahrhundert eine gewichtige Rolle im Zusammenhang mit den Türkenkriegen. *Sonderbarerweise verschonte die Seuche die Ungarn und die Türken fast vollständig. Wahrscheinlich waren diese Völker durch häufige kleinere Epidemien immun geworden. Die aus den verschiedensten Völkern Deutschlands bunt zusammengewürfelten Söldnerscharen waren hingegen empfänglich für die Infektion*<sup>10</sup>. So wurde u. a. 1566 der Ausgang eines Krieges Kaiser Maximilians II. gegen die Türken entscheidend zu deren Gunsten beeinflusst. Das kaiserliche Heer erlitt in Ungarn das Schicksal einer Fleckfieberseuche. Die Soldateska zerstreute sich über Ungarn, Polen und die angrenzenden Gebiete und verschleppte somit die Krankheit wie auch die Läuse über weite Teile Mitteleuropas.

*Auch im Dreißigjährigen Krieg spielte das Fleckfieber, sowie die Pest, eine bedeutende Rolle. In der einschlägigen Literatur aus dieser Zeit läßt sich oft nicht entscheiden, um welche Seuche es sich gehandelt hat. Ansteckende Krankheiten werden oft als „pestis“ bezeichnet. Es gibt jedoch zahlreiche Hinweise dafür, daß neben anderen Seuchen zu dieser Zeit auch das Fleckfieber vorherrschte*<sup>11</sup>.

1812 wurde Napoleons Armee beim Rußlandfeldzug in erster Linie durch das Fleckfieber geschlagen. Hierüber liegen ausnahmsweise sehr präzise medizinische Aufzeichnungen des aus Holland stammenden Truppenarztes Kerckhove vor. Die aus Rußland zurückkehrenden Soldaten brachten das Fleckfieber schließlich erneut nach Mitteleuropa. Es ist daher nicht besonders verwunderlich, daß gerade aus dem 19. Jahrhundert zahlreiche Bezeichnungen für das Fleckfieber überliefert sind: Ungarische Krankheit (*Morbus pannonicus*), Hitze Kopfkrankheit, *Lues pannonica* (Fehldiagnose als venerische Krankheit), Mansfeldische Seuche, Hungertyphus, Kriegstyphus, Gefängnisfieber, Lazarettfieber, Schiffsfieber, Hauptkrankheit (Haupt = Kopf), Hauptweh, *Febris punctularis*, Faulfieber, Exanthemischer Typhus (Exanthem: ausschlagähnliche Hautveränderung), Epidemisches Fleckfieber, Klassisches Fleckfieber, Typhus (England), Louse-borne typhus (England), Typhus exanthématique (Frankreich), Tabardilla (Mexiko)<sup>12</sup>.

## 8. Neubürger in Deggendorf im Jahr 1635

Etwas oberflächlich und aus größerer zeitlicher Distanz betrachtet, waren die Auswirkungen von Pest und Fleckfieber zunächst im wesentlichen gleich. Verwaiste Wohnhäuser und leerstehende Gewerbestätten kennzeichneten das Bild der Städte, Märkte und Dörfer. Viele Immobilienobjekte gingen rasch in andere Hände über. Ob durch Erbschaft, legalen Kauf oder durch gesetzeswidrige Aneignung läßt sich vielfach nicht mehr feststellen. Zumindest für die Stadt Deg-

Deggendorf muß letzteres aus zwingenden Gründen um 1634 angenommen werden. Die vermutlich schon von Anfang an fehlenden amtlichen Unterlagen verschleiern allerdings das Bild. Man ist hier auf indirekte Schlußfolgerungen angewiesen. Des Eindrucks, daß hier nicht wenige Häuser auf recht dubiose Weise seinen Besitzer wechselten, kann man sich nicht erwehren. Wohlhabende Bürger, die überlebten, fügten zu ihrem ohnehin schon stattlichen Besitz für wenig Geld noch rasch ein paar Häuser und Grundstücke hinzu. Und Arme wurden noch ärmer. Viele von diesen mußten den Bettelstab ergreifen und wanderten endgültig ab. Es darf aber auch nicht übersehen werden, daß 1636 in den amtlichen Unterlagen ehemalige *Inleuthe* (Mieter) plötzlich als Hausbesitzer aufscheinen. Überraschender wirtschaftlicher und sozialer Aufstieg und totaler Ruin lagen dicht beieinander.

Ehe die medizinisch-biologische Frage über Pest und/oder Nicht-Pest für die Stadt Deggendorf des Jahres 1634 diskutiert wird, soll vorab über eine Spätfolge der todbringenden Epidemie berichtet werden. Wer seinerzeit in das sprichwörtliche Gras beißen mußte, ist heute nicht mehr feststellbar. Von 1633 bis 1700 fehlen nämlich sämtliche Sterbematrikel der Pfarrei Mariä Himmelfahrt. Wann sie verlorengingen, ist nicht mehr feststellbar. Mit ziemlicher Sicherheit standen sie bereits dem früheren Archivar Zierer um 1930 nicht mehr zur Verfügung. Auf den zahlreichen „Bürgerzetteln“ im Stadtarchiv Deggendorf aus seiner Hand fehlen für die fraglichen Jahre Angaben über das Ableben von Deggendorfer Bürgern. Wie Pater Wilhelm Fink O.S.B. 1950 seine Aussage über Jahreszeit und Dauer der Epidemie von 1634 formulieren konnte, entzieht sich unserer Kenntnis<sup>13</sup>.

In zeitlich nicht ganz logischer Reihenfolge soll zunächst einmal auf die Spätentwicklung bezüglich der Deggendorfer Bevölkerung nach der *Infection* eingegangen werden. Eine direkte wie auch indirekte Begleiterscheinung der Epidemie(n) und der kriegsbedingten Zustände in Deggendorf war der drastische Rückgang an Handwerkern und Gewerbetreibenden. Aber gerade diese wären für einen raschen Wiederaufbau nach den Kriegseinwirkungen, die durch das Militär zwischen Ende November 1633 und Spätsommer 1634 verursacht wurden, bitter notwendig gewesen. Die logische Konsequenz: Die Stadt öffnete ihre Tore für alle, die hier arbeiten wollten.

Aus nah und fern kamen dann auch tatsächlich Menschen in die leidgeprüfte Donaustadt: Der Wirt *Wolff Deixstötter* aus Plattling, der Schlosser *Hannß Strobl* aus Eichstätt, der Maler *Christoph Reicher* aus Tittling, der Drechsler *Adam Khemder* (Herkunft unbekannt), der Bäcker *Georg Pützenpaur* aus Cham, der Müller *Christoph Änzenperger* aus Landshut, der Hafner *Hannß Stephan* aus dem Hochstift Augsburg, der Zimmermann *Christoph Reichenperger* aus Dingolfing, der Hafner *Thomas Pogner aus dem Ländl Obdrens* usw.<sup>14</sup> Die Heimat dieses letzten Zuwanderers wird man allerdings auf einer modernen Landkarte vergeblich suchen. Stadtschreiber *Stephan Kbreßlinger* oder auch

sein Schreibergehilfe hatten seinerzeit wohl erhebliche Probleme mit der Geographie oder auch mit dem Hörvermögen, denn sonst hätte der heutige Name von Oberösterreich – *Land ob der Enns* – nicht so verstümmelt werden können. Oder sollte u. U. *Herr Khreßlinger* mit seinen Gedanken nicht so recht bei der Sache gewesen sein und schon wieder an einen neuerlichen günstigen Hauserwerb gedacht haben? War doch dieser rechtskundige Beamte der Stadt ebenfalls einer von jenen, die aus den dramatischen Ereignissen von 1633/34 ihren ganz persönlichen Vorteil zogen. Er saß immerhin „an der Quelle“.

Selbstverständlich kam auch so mancher hiesige Bürgerssohn zu der vielleicht unverhofften Chance, vorzeitig oder überhaupt als vollwertiger Bürger aufgenommen zu werden. Insgesamt 37mal wurden Bürgerrecht, Handwerks- und Gewerbeberechtigung verliehen. Hier die Liste aller Namen aus der Stadtkammerrechnung von 1634/35<sup>15</sup>:

- |                                  |  |
|----------------------------------|--|
| 1. <i>Hannß Mair</i>             | Bäckergeselle aus Ruhmannsfelden, Bürgerrecht                                |
| 2. <i>Barbara Reischlin</i>      | Schankrecht (Herkunft?)  |
| 3. <i>Wolff Sölhamer</i>         | Tuchmacher, Bürger- und Meisterrecht   |
| 4. <i>Hieronimus Schwaiger</i>   | Schankrecht (Deggendorfer Bürgerssohn)                                       |
| 5. <i>Wolff Deixstötter</i>      | Plattling; Bürger- und Schankrecht   |
| 6. <i>Hannß Prixner</i>          | Hufschmied; Bürger- und Meisterrecht (Herkunft?)                             |
| 7. <i>Hannß Strobl</i>           | Vom Feind vertriebener alter Meister aus Eichstätt; Bürger- und Meisterrecht |
| 8. <i>Jacob Roth</i>             | <i>Glaser und durchs feur verdorbener Burger von Plädling</i>                |
| 9. <i>Matheuß Maidl</i>          | Bäcker; Meisterrecht (Deggendorfer Bürgerssohn)                              |
| 10. <i>Adam Khemder</i>          | Drechsler aus Hengersberg; Bürgerrecht                                       |
| 11. <i>Christoph Reicher</i>     | Maler aus Tittling; Bürgerrecht  |
| 12. <i>Christoph Galli</i>       | Hengersberg; Bürger- und Schankrecht   |
| 13. <i>Adam Vogler</i>           | Spengler aus Stadtamhof; Bürgerrecht   |
| 14. <i>Michael Preiller</i>      | Natternberg; Bürger- und Schankrecht   |
| 15. <i>Albrecht Khäser</i>       | Bäcker aus Hengersberg; Bürger- und Meisterrecht                             |
| 16. <i>Georg Pützenpaur</i>      | Bäcker aus Cham; Bürgerrecht   |
| 17. <i>Eustachius Saubueber</i>  | Schuhmacher aus Plattling; Bürgerrecht                                       |
| 18. <i>Hannß Jacober</i>         | Sattler aus Schwaz in Tirol; Bürgerrecht                                     |
| 19. <i>Wolff Schwöller</i>       | Weber aus Grafenau; Bürger- und Meisterrecht                                 |
| 20. <i>Christoph Änzenperger</i> | Müller aus Landshut; Bürger- und Gewerbeberechtigt                           |
| 21. <i>Hannß Stephan</i>         | Hafner aus dem Bistum Augsburg; Bürger- und Meisterrecht                     |
| 22. <i>Wolff Limpöckb</i>        | Schneider aus Rohr bei Plattling; Bürger- und Meisterrecht                   |

- |                                    |  |
|------------------------------------|--|
| 23. <i>Hannß Deinzl</i>            | Schuhmacher und ehem. Ratsherr aus Langquaid bei Abensberg; Bürgerrecht                                    |
| 24. <i>Jsaac Haffenprädl</i>       | Metzger; Meisterrecht<br>(als Deggendorfer Bürgerssohn)  |
| 25. <i>Lorennz Niderhueber</i>     | Lederer; Meisterrecht<br>(Deggendorfer Bürgerssohn)  |
| 26. <i>Georg Hagenperger</i>       | Bader und Feldscher, Herkunft unbekannt;<br>Bürger- und Gewerberecht                                       |
| 27. <i>Andreas Roth</i>            | Bäcker; Meisterrecht (1636 bereits verstorben)   |
| 28. <i>Adam Geiger</i>             | Schuhmacher aus Bischofsmais;<br>Bürger- und Meisterrecht  |
| 29. <i>Georg Zeindl</i>            | Schuhmacher, Herkunft unbekannt; Bürgerrecht   |
| 30. <i>Balthasar Reichl</i>        | Weißgerber und ehem. Bürger von Straubing;<br>Bürgerrecht  |
| 31. <i>Christoph Reichenperger</i> | Zinngießer aus Dingolfing;<br>Bürger- und Meisterrecht   |
| 32. <i>Michael Münchsmair</i>      | Schneider, Herkunft unbekannt;<br>Bürger- und Meisterrecht   |
| 33. <i>Anndre Prandtstötter</i>    | Müller aus Neuburg (welches?);<br>Bürger- und Meisterrecht   |
| 34. <i>Mathes Pichler</i>          | Mitglied des Inneren Rats; Schankrecht<br>(Deggendorfer Bürger)  |
| 35. <i>Thoman Pogner</i>           | Hafner aus Oberösterreich;<br>Bürger- und Meisterrecht   |
| 36. <i>Jsac Hoffer</i>             | Bürgerrecht (Krämersohn aus Deggendorf),<br><i>weillen er sich anfang des Burgerlichen Jus<br/>begeben</i> |
| 37. <i>Hannß Frey</i>              | Hafner aus Birnbach; Bürger- und Meisterrecht  |

Bemerkenswert an dieser Aufstellung ist die Verleihung des Bürgerrechts und vor allem einer Gewerbeberechtigung (Schankrecht) an eine alleinstehende Frau. *Barbara Reischlin* war eine Braumeisterswitwe und mit Sicherheit die Mutter jenes *Franz Reischl*, auf den letzten Endes die Marienwallfahrt in Greising zurückgeht. Die fehlende Angabe über den Herkunftsort dieser Neubürgerin muß durchaus nicht gleichbedeutend damit sein, daß die Familie *Reischl* schon vor 1634/35 in Deggendorf ansäßig war (s. o. Nr. 2). Die Verleihung des Bürgerrechts deutet vielmehr darauf hin, daß die Witwe von außerhalb in die Stadt kam oder erst kurze Zeit als sog. *Infrau* in der Stadt lebte. Als Witwe eines Stadtbürgers hätte auch sie selbst das Bürgerrecht besessen. Im Stadtsteuerbuch von 1633 ist der Name *Reischl* jedenfalls nicht genannt.

Die *Reischlin* heiratete bald nach 1635 den Maler *Othmair Hochsinn*, bei dem ihr Sohn dann das Malerhandwerk erlernte. Erstaunlich ist die relativ hohe Gebühr

von über 14 Gulden für Bürger- und Schankrecht. Bei den meisten der oben aufgeführten Neubürger lagen hingegen die Beträge zwischen zweieinhalb und acht Gulden. Beim Erwerb der Verkaufsberechtigungen für Brot und Fleisch und bei der Genehmigung für das Schank- oder Zapfenrecht griff die Stadt Deggendorf allerdings sehr kräftig zu. 20 bis 24 Gulden betrug z. B. dabei die einmalige Gebühr für das Recht, Brot im städtischen Brothaus verkaufen zu dürfen. Und kaum unter 30 Gulden lag sie für die Schankgerechtigkeit. So betrachtet, wurde die *Reischlin* sogar noch zuvorkommend behandelt. Für welche Art von alkoholischen Getränken (Wein, Weißbier oder Brantwein) ihr das Schankrecht erteilt wurde, ist nicht bekannt. Aufgrund der Quellenlage muß man davon ausgehen, daß die Braumeisterswitwe das *Zapfenrecht* nicht lange nutzte. Im Steuerbuch von 1636 scheint jedenfalls die *wittib Reischlin* nicht mehr als Wirtin auf. Dies hing wahrscheinlich mit der Verhehlung mit dem *Hochsinn* zusammen.

Während sich die Spuren der *Reischlin* rasch im Dunkel der Geschichte verlieren, wird ein anderer Name aus der obigen Auflistung nochmals aufzugreifen sein: *Wolff Sölhamer*. Das Erlebnis seines namensgleichen Vaters im Frühjahr 1634 wird noch wichtige Details zur Thematik dieser Untersuchung liefern.

Rund ein Drittel der oben aufgeführten Neubürger ist schon einige Jahre später nicht mehr in Deggendorf nachweisbar. Ob sie in der Zwischenzeit verstorben waren oder wieder abgewandert sind, läßt sich nicht mehr nachprüfen. Die Namen *Prixner*, *Strobl*, *Reicher*, *Pützenpaur*, *Saubueber*, *Jacober*, *Schwöller*, *Stephan*, *Deinzl*, *Hagenberger*, *Zeindl*, *Reichenberger* und *Frey* sind gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges aus der Stadt verschwunden.

## 9. Das große Problem – die Beurteilungskriterien

Bis hierher ist nahezu alles durch zeitgenössische Quellen einwandfrei belegbar. Und dennoch handelt es sich im wesentlichen nur um vordergründige Tatsachen und Gesichtspunkte. Es fehlt vor allem der medizinisch-biologische Hintergrund, um die Vorgänge zwischen November 1633 und November 1634 wenigstens in Umrissen verstehen zu können. Eine endgültige, gleichsam hieb- und stichfeste Beweisführung ist im vorliegenden Fall nicht möglich. Dies muß fairerweise jetzt schon eingeräumt werden, um keine falschen Erwartungen zu wecken.

Zunächst stellt sich uns doch die wichtige Frage, wie es Menschen wagen konnten, in einer Stadt um Aufnahme anzusuchen, in der noch in jüngster Vergangenheit eine todbringende Seuche grassierte. Das Gespenst eines vielfachen und qualvollen Todes sollte doch jeden halbwegs vernünftigen Menschen davon abgeschreckt haben. Schon beginnen sich die ersten leisen Zweifel darüber einzunisten, ob denn die Pest Anno 1634 die Menschen in Deggendorf wie die Fliegen dahinsterben ließ. Fleckfieber? Cholera? Typhus? Ruhr? Influenza? Oder auch die Pocken? Die Spurensuche wird zusätzlich durch die fehlenden Sterbematri-

kel ungewöhnlich erschwert (s. o.). Wie klar und deutlich lassen sich doch auf dieser Grundlage für 1703/04 und 1742/43 Rückschlüsse auf die seinerzeit in der Stadt wütenden Epidemien ziehen.

Ein weiterer Unsicherheitsfaktor ist die völlig andersartige Mentalität der damaligen Menschen hinsichtlich der Einschätzung und Bewertung von Seuchenzügen. Auf die geradezu fatalistische Haltung der *Christgläubigen* auch noch im 17. Jahrhundert wurde bereits hingewiesen. Unwetter, Mißernten, Hungersnöte, Feuersbrünste, Krankheiten und Kriege wurden von der breiten Bevölkerung in tiefer Demut als gottgewollte Strafen für die irdischen Sünden hingenommen. Deggendorfer Amtsschreiben aus dem Jahre 1634 bestätigen dies.

Ähnliches kann man im *Simplicissimus* von Hans Jacob Christoph von Grimmelshausen lesen, . . . *was vor Graumsamkeiten in diesem unserm Teutschen Krieg hin und wieder verübet worden, zumalen mit meinem eigenen Exempel zu bezeugen, daß alle solche Übel von der Güte des Allerhöchsten, zu unserm Nutz, oft notwendig verhängt werden müssen*<sup>16</sup>. Daher legte man auch auf eine genaue Beschreibung von Krankheitsbildern keinen Wert und begnügte sich mit allgemeinen Formulierungen wie *biziges fieber, laidige sucht der jnfection* oder überhaupt nur mit *jnfection*. Daß bereits eine eindeutige Kenntnis darüber vorhanden war, daß es sich dabei um ansteckende Krankheiten handelte, geht aus der Bezeichnung *anklebigte Khrankheit* hervor. Auch die Bedeutung der Isolierung kranker Menschen wurde richtig eingeschätzt. Mehr aber auch nicht. Im übrigen empfahl man sich Gott, Maria und den Heiligen.

Um die Frage nach der Art der Infektion(en) einer Beantwortung näherzubringen, wird zunächst einmal über die wichtigsten Ereignisse in der Zeit zwischen November 1633 und November 1634 in chronologischer Reihenfolge auf der Grundlage zeitgenössischer Quellen berichtet.

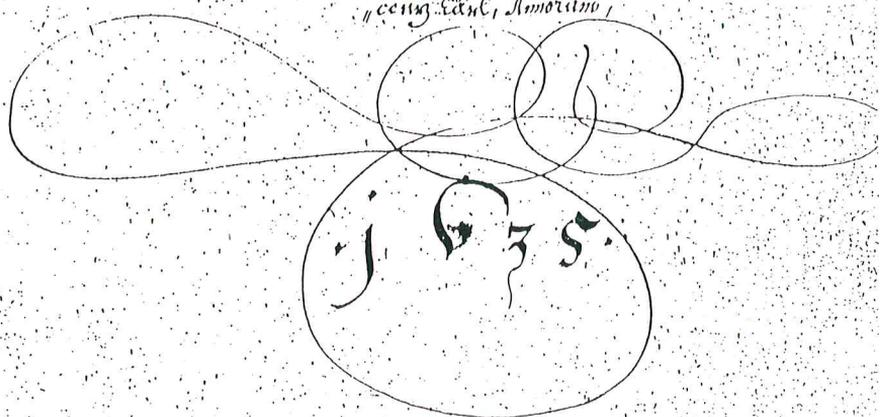
## 10. Die Einnahme Deggendorfs durch den Feind

Auf dem Umschlagblatt des Stadtsteuerbuches von 1633 hatte bereits seinerzeit eine zittrige Hand mit Tinte vermerkt: *24 Novemb. Schweden da*. Mit Bleistift wurde darüber ergänzt: *23 auf . . . 1633*. Daraus darf man schließen, allerdings mit gewissen Vorbehalten, wie sich später an anderen Beispielen noch zeigen wird, daß in der Nacht vom 23. auf den 24. November 1633 vor den Toren Deggendorfs feindliche, d. h. mit den Schweden verbündete Truppenverbände erschienen sind und die Stadt anschließend eingenommen und besetzt wurde<sup>17</sup>. Aus dem Deckblatt (Abb. 8) der *Stattrechnung 1634 und 1635*, die den Zeitraum *von Rueperdi* (24. September) *Anno 1633 biß aufsolche Zeit diß 1635 Jars* erfaßt, erfahren wir außerdem, daß *der feindt die statt in die achzehen wochenlanng jnen hebt* hatte. Auch diese Angabe ist mit Vorsicht zur Kenntnis zu nehmen. Diese 18 Wochen Okkupationsdauer besagen, daß das feindliche Militär um den 5./6. April 1634 wieder abgezogen sein soll<sup>18</sup>.

# Statt Kerk

## Des Einüestten Fürsich

sig Ersamen und Weissen Camerer, und  
Gütertrass der Stadt Leggendoy, Einneinens  
und außgebenz wort Amainer Stadt und Burg,  
schafft wegen, welche in einem Eisen kerck  
auf hat, einer gannigen Gmaltin und Bierger schaft  
von Aue jodis, und 1633. bis auf solche zeit. Aue  
denz ditz 1635. jays, in welcher zeit der Feindt  
die Stadt in die Kerkzehen, worden lantung hien gon  
selb, gelacht und für gnieg sampt ertheundt  
worden, und seindt in solcher zeit am Camer  
sindt gewesen dem bladen von Aue jodis,  
16. bis ditz George Reg. 1634. Jofann d'fried  
und von dannen bis auf d' d' indrey, in an  
nehmung der d'frieds und septsler, dann  
solcher zeit bis Aue jodis ditz die  
indten stesendlet jays. 1611.  
„ cenn. l. l. l. Amorant



Die ersten feindlichen Verbände, es handelte sich um insgesamt neun Kompanien Reiter und Dragoner, die am Donnerstag, dem 24. November 1633 hier ankamen, wurden von dem *Obristen Perkhover (Perkhauer?)* und *Rittmeister Scaringer* kommandiert<sup>19</sup>. Sie gehörten zu den Truppen von Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. Nach fast dreistündiger Verhandlung beim unteren Stadttor mit Oberst *Perkhover* wurde der Feind in die Stadt gelassen, da man aufgrund der *androung des Prandts und Schwert . . . der Statt und Bürgerschaft verderblichen undergang* befürchten mußte und *weilen kbein entsezung zuerwarthen gewest*. Zur Verhinderung von *prandt, plinderung und allerhandt gewaldtthetigkeit* einigte man sich auf eine Geldübergabe in Höhe von 2500 Gulden. Von

◀ Abb. 8:

Titelblatt der Stadtkammerrechnung 1634/35:

*Statt Rech=  
 =nung  
 Aines Ernvestten unnd Weißen Camerer, und  
 Jnern Rbats der Statt Deggendorf, Einnemens  
 unnd außgebens von Gmaier Statt und Burger=  
 schafften wegen, welche sy ainem Eißern Rbat,  
 anstatt ainer gannzen Gmain und Burgerschaft  
 von Rueperdj Anno 1633. biß auf solche Zeit Rue=  
 perdj diß: 1635. Jars, in welcher Zeit der Feindt  
 die Statt in die Achzeben wochenlang Jnen ge=  
 hebt, gelaist und für gnuegsamb erckenndt  
 worden, unnd seindt in solcher Zeit im Camer=  
 Ambt geweiß Nemblichen von Rueperdj,  
 Ao etc. .633 biß Georgi Ao etc. 1634 Johann Khrieger,  
 unnd von dannen biß auf Anndrej in an=  
 sechung der Khriegs und serbsleiff, Hannß  
 Weingertler, auch widerumben von  
 solcher Zeit biß Rueperdj diß Hie=  
 undten stehenden Jars Vin=  
 =cenz Carl, Annorum  
 .1635.*

In Deggendorf wechselten sich die Herrn aus dem Inneren Rat zweimal im Jahr in der Ausübung des Kammereramts ab: Im Frühjahr an *Georgi* (23. April) und im Herbst an *Ruperti* (24. September). Der im Frühjahr gewählte Kammerer war der „Sommerkammerer“, der im Herbst gewählte der „Winterkammerer“. Der jeweils amtierende Kammerer führte die Bezeichnung „Amtskammerer“, alle übrigen waren „Stadtkammerer“. Gelegentlich wird in den Quellen der unmittelbar vorhergehende Kammerer auch „Vizekammerer“ genannt. Der jeweilige Vorgänger vertrat im Verhinderungsfall den Amtskammerer in dessen Funktion. Der gewählte Kammerer mußte der Regierung in Straubing offiziell vorgeschlagen werden; diese bestätigte ihn dann erst in seinem Amt.

Die Kammerer kamen grundsätzlich aus dem Kreis der acht Mitglieder des Inneren Rats, dem sie auch weiterhin angehörten. Der Innere Rat setzte sich demnach aus den vier Kammerern und vier weiteren Mitgliedern zusammen. Alle Ämter im Ratskollegium waren Funktionen auf Lebenszeit (*ad dies vitae*).

Oberst *Perkhover* wurde der statt und burgerschafft bey dem wahren Gott versprochen . . . , solich guet regiment zubalden, daß niemandten nichts laydts geschehen solle. Daß dieses Versprechen eine blanke Lüge war, sollten die Deggendorfer sehr bald erfahren.

Lesen wir weiter: Am *volgendten Freytag und Sambstag hernach*, ist des feindts gannze armee jenseiths der Thonau von Straubing herunder marschirt, darbey Jhr Frt: G: [Fürstliche Gnaden] Herzog Bernhardten von Sachsen mit ainer grossen summa reitter und fueßvolckh über die pruckhen herein und alhie zeitlich ankommen. Nach eingenommen mittag essen, hat der Obriste Sadler alls General Commissarius ainen ganzen rath aufs rathaus erfordern lassen, und bey bluettiger execution über die vorigen 2500 frantion [Abgabe, um Gefangene freizukaufen bzw. um Plünderung und Brandschatzung zu verhindern] noch 20000 gulden fuerderlichst zuerlegen begert, obwollen man sich aufs eisserist mit der unmiglichheit entschuldiget, das die burgerschafft bey disen schweren kriegsleuften ohne das [ohnehin] gannz ausgesaigert [ausgepreßt, ausgelaut] und sonsten bey niemandt khein gelt aufzubelegen hat (: unerwogen aines Jnern Rath Jr Frt: G: gethonen fueßfabls :), ain mehrers oder weiters nichts geholffen oder erhalten kbenen worden, alß das man für die erst: und dise andere rantion in allem 10000 Reichstaller oder 15000 f. unnd zwar jnerhalb 5 tagen bey abermalliger androender pluediger execution par erlegen und bezallen solle und müesse.

Dieweillen dan interim die Soldaten in jren quartiern sehr übel gehausst unnd die gannze burgerschafft in grosser forcht, zaghaftigkeit und cleinmuettigkeit gestanden, hat sich jeder nach seinem vermügen zu früstung jres lebens zu solicher rantion herzu zegeben willigich erbotten, massen dann erstlich der Rath jr eisseristes dargesezt und sich dahin . . . (unleserlich) . . . , das an besagter rantion auf drey früsst, zwar jnerhalb 5 tagen an gelt unnd silbergeschmeidt 12340 f: und die noch resstierenten 2660 f: auf anschaffung herrn Obristen Graffen vom Thurn den .3. xbris [3. Dezember] wiercklich und gar völlig bezallt. Es haben auch alle burger alles gewöhr von rohren [Gewehren], und waffen sowollen was bey Gemainer Statt fir risstung . . . verhandten gewesst, bey leib und lebens straff zusamben bringen und dem feindt sowollen was fir frembte güetter alber geflechnet [geflüchtet] angezaigt und zuegestellt werden müessen. Diese Passage aus einem undatierten Bericht der Stadt Deggendorf an Kurfürst Maximilian spricht für sich selbst und bedarf keiner weiteren Erläuterung<sup>20</sup>.

Fürst Bernhard von Sachsen-Weimar ist dann am 29. November 1633 mit seinem Hofstaat von Deggendorf nach Aholming abgezogen. Als Besatzungstruppe ließ er zwölf Kompanien Reiter und Fußvolk in der Stadt zurück. Sie standen unter dem Kommando von *Rittmaister Johann Romanawize, welcher ain Moscowiter, und Obristen Leutenambt, Mengl genandt*.

Alß sich nun Pfinztags, den .2. xbris [Donnerstag, der 2. Dezember 1633; hier lag aber seitens des Schreibers ein Irrtum vor, denn das richtige Datum für diesen

Tag war der 1. Dezember<sup>21</sup>] *bey zwo compagnia Crabathen* [Kroaten; es handelte sich aber vermutlich um Böhmen] *nit weith von der Statt herumb sehen lassen, ist der feindt Sambstag abents späth den .4. eiusdem* [tatsächlich war es der 3. Dezember] *albie aufgeprochen, über die Thonau pruckhen in das nechst dorf, ghrts* [Gerichts] *Natternberg marschirt und gleich im aufspruch drey statt thurn, sambt den thorn und schlagpruckhen* [Zugbrücken] *abprennen lassen.*

Ungeachtet der bereits erlegten 10000 Reichstaler im Wert von 15000 Gulden forderten die Kommandanten noch zusätzlich 4000 Gulden für Quartier und Bezahlung der von ihnen befehligten zwölf Kompanien. Dieser Betrag konnte jedoch nicht mehr sofort aufgebracht werden. So einigte man sich mit den beiden Offizieren auf 1000 Reichstaler (1500 Gulden), wobei allerdings drei Kammerer und der Stadtschreiber als Geiseln mitgenommen wurden.

Irgendwie muß es der Stadtbevölkerung doch noch gelungen sein, diese neuerlichen 1000 Reichstaler Ranzion aufzubringen. Man hoffte nun auf die Freilassung der vier Geiseln. *Jrem* [d. h. der Kommandanten] *versprechen zuewider* zerschlug sich diese Hoffnung der Deggendorfer. Zwei Kammerer und der Stadtschreiber (*Stephan Khreßlinger*) wurden als Geiseln nach Straubing verschleppt. Nur *Peter Scheibel* durfte wegen seines hohen Alters und seiner schlechten gesundheitlichen Verfassung in Deggendorf bleiben. Auf recht abenteuerliche Weise kamen die drei Geiseln schließlich dann doch wieder nach Deggendorf.

Wie wenig das anfangs gemachte Versprechen wert war, ist wiederum in sehr drastischer Formulierung in dem oben erwähnten Bericht enthalten: *Wie ellendt und erbarmlich nun der feindt in solicher zeit mit der burgerschafft, sey mann oder weibs persohnen gewest, gehaust und umgangen, ist der zeith nit alles zeschreiben, dann eben vor und nach der erlegung vilbesagter 15000 f: ranton seindt die leith geraidlet, gemarttert, tödtlich verwundt, bey 7 persohnen gar todt gebliben, will biß uffs hemet und woll gar nackhendt außgezogen, trichen* [Truhen] *und cassten zerhackht, was sy von geldt, cleinodtien, claidern, pöstem* [bestem] *leingewandt und anderes gefunden und jnen davon gefallen, wie auch alle pferdt und gethraidt, sonderlichen gersten und habern, in suma was sy ergreifen und bekhommen megen, alles außgeraubt und weckhgenommen, dardurch nun die gannze burgerschafft in ainen so erbärmlichen und müeselligen standt gesetzt worden, welichen sy und jre khindtskhinder ohne sonderbaren miltreichen seegen Gottes gar schwerlich mer zuerhollen. Der allmechtig barmherzig Gott, der es zweiffels nit ohne sonderbare ursachen verhengt, welle seinen über unß gefasseten zorn und wolverdiente straff nun mehr genediglich fahlen und den lanng gewinschten fryden mit g: [Gnaden] zu uns khommen lassen.* Dieser Einstellung sind wir bereits bei Grimmelshausen begegnet.

Der verzweifelte Wunsch der Deggendorfer ging jedoch nicht in Erfüllung. Noch während der Abfassung des Berichts überschwemmten erneut sechs

feindliche Kompanien die Stadt. Einsatztruppen waren nicht zu erwarten und die o. e. sog. Kroaten, vor denen die „Schwedischen“ ganz offensichtlich panische Angst hatten, ließen sich auch nicht mehr blicken. Deggendorf – eine Stätte der Verzweiflung.

## 11. Das Ende der feindlichen Okkupation

Für die folgenden drei Monate, in denen Deggendorf unter feindlicher Besatzung zu leiden hatte, standen für diese Untersuchung keine zeitgenössischen Quellen zur Verfügung. Erst mit dem 14. März 1634 werden die hiesigen Ereignisse wieder greifbar. Unter diesem Datum wird dem Deggendorfer Bürger *Wolff Sölhamer*, sein namensgleicher Sohn wurde 1634/35 als Bürger und Tuchmacher von der Stadt aufgenommen, durch den hiesigen Standortkommandanten *Paul Lösch* ein Passierschein für eine Reise in amtlicher Mission nach St. Nikola bei Passau ausgestellt.

Hierzu einige Vorinformationen. *Wolff Sölhamer* war lt. *Zierer*<sup>22</sup> *Perlhefter*, d. h. Perlensticker. Er besaß ein Haus an der Ecke Oberer Stadtplatz / Bahnhofstraße (Alte Hausnummer 203; Bahnhofstraße 2)<sup>23</sup>. Anno 1630 gehörte ihm ein Haus am heutigen Luitpoldplatz (Nr. 8; alte Hausnummer: 173). Dazu hatte er noch einen *Crambladen unnder gemainer statt behausung am Stainegg gemietet* (Pfleggasse 2 bzw. Luitpoldplatz 1; alte Hausnummer: 70/71)<sup>24</sup>. Ob sich *Sölhamer* seinerzeit als Krämer oder Handelsmann betätigte, muß offen bleiben.

*Paul Lösch* war Major im Sattlerischen Regiment zu Pferd und Kommandant der „Schweden“ in Deggendorf. Das Reiseziel *Sölhamers* war das zum Kurfürstentum Bayern gehörige St. Nikola in unmittelbarer Nachbarschaft zum bischöflich-hochstiftischen Passau. Dorthin hatten sich die meisten Beamten der kurfürstlichen Regierung in Straubing und auch einige Deggendorfer Ratsherrn geflüchtet. Hier der Wortlaut des Passierscheins<sup>25</sup>: *Demnach mit mein, der König: Cron / Schweden bestelten Maior und der zeit com= / mandant zu Deggendorf, gueten vorwissen / von Camerer und Rath alda gegenwertigen / burger Wolff Sölhamber, nach Passau zu andern jhren rathsverwandten abgefertigt / werden, also werden demnach hiemit sowol / freundt als feindt, ihne Sölhamber aller / ortten frey sicher zuepassiern und repassiern zue= / lassen, dienstlich ersucht, und ich verschulde solches / in dergleichen occasion, umb ainen jedwedern / nach möglichkeit. Signat. Deckhendorff / den .14. Martij: a 1634. – Der König: May: Reiche / und Cron Schweden deß hochlob: / Sattlerischen Regiments zue Ross / bestelter Maior und Commendant / zu Deggendorf – Paul Lösch.*

Aus diesem Passierschein geht eindeutig hervor, daß die Kammerer und die meisten anderen Ratsherrn sich in Deggendorf, einige Magistratsräte sich jedoch in St. Nikola aufgehalten haben. Um welche Herrn es sich dabei handelte, wird zwar in dem Schreiben nicht erwähnt, aber aufgrund einer Eintragung in der Stadtkammerrechnung von 1634/35 könnte es sich dabei um *Peter Scheibel*,

*Hanns Weingertler* und den Stadtschreiber *Stephan Khreßlinger* gehandelt haben<sup>26</sup>. Ihnen hatte später einmal das Mitglied des Äußeren Rats *Wolfgang Jobst* vorgeworfen, daß sie *zue feindtszeiten* „stiften gegangen waren“. Eine sehr ehrenrührige Unterstellung, für die er sich in einem Gerichtsverfahren vor seinen eigenen Ratskollegen verantworten mußte.

*Wolfgang Jobst*, der dann in der Gerichtsverhandlung dieser Beschuldigung widersprach, gab an, daß er *solches nit also pess* [böse] *gemaindt* hätte. Von seinen Kollegen könne er *nichts alß lieb und gueths* sagen. Die späte Reue – oder war es nur eine Schutzbehauptung? – nützte ihm jedoch nichts. Er wurde zu einer Geldstrafe von immerhin *3 lb rd* [drei Pfund Regensburger Pfennig] *oder .8. f. 4. ß*: verdonnert. Ein wahrhaft stattlicher Betrag für eine Verbalinjurie, die aber immerhin das Ansehen der betroffenen Herrn erheblich untergraben konnte.

*Wolff Sölhamer* erreichte sein Reiseziel sicher und offensichtlich ohne nennenswerte Schwierigkeiten. Die ebenfalls in St. Nikola weilenden Straubinger Regierungsbeamten bekamen Wind von der Anwesenheit des *Sölhamer* und unterzogen ihn einer eingehenden Befragung. Der Fragenkatalog und die Antworten *Sölhamers* sind vollständig erhalten<sup>27</sup>. Im folgenden werden, anders als im Original, Fragen und Antworten unmittelbar nacheinander angeordnet.

*Interrogatoria, warüber der von Deggendorff gester alher nach Passau gelangte Wolff Sölhamer den .16. Martij [1634] examinirt worden. – Protocollirte aussag eines von Deggendorf hieher khommenden burgers.*

1.

*Wie er mit schrift: und zusamen haisse? – Wolff Sölhamer.*

2.

*Von wannen gebürtig? – Von Deggendorff.*

3.

*Ob er ledig, oder verheürath, und wivill er kinder, auch wo sich der zeith sein weib, und kinder aufhalten? – Verheürath, mit weib und kindt zue Deggendorff.*

4.

*Ob er sein lebtag catholischer religion? – Ja.*

5.

*Wie und was gestalt er von ermeltem Deggendorff herauskhommen, da doch der feindt selbig orth? – Vermög von dennen von Deggendorff jhne erthailten schreiben und dem commendanten habenden pass hierher abgefertiget und zue wasser ankhommen.*

6.

*Ob es mit vorwissen des feindts und zu was end geschehen, auch wie iezig commendant haisse? – Von dennen von Deggendorf, die sich dermahlen alhie auf-*

hallten, vom feindt aufs neü begerte .1000. R: thaller einzubringen, in specie auch die albie anwesende [d. h., die in St. Nikola weilenden Deggendorfer Rats-herren] aintweders nach haus khommen oder für ihr heüser .200. R: thaller erlegen: sonsten derselben heüser abgetragen: und auf der wacht [sic!] verprennt werden sollen. Der commendant haisse Paul Lösch, [dient] underm Sattlerischen regiment.

7.

Ob er passzettl, und wie lang auszebleiben, auch was under dessen sein verrichtung sein solle? – Soll morgen bei verlust leib und leben wider anhaimbt sein, im übrigen verstanden (Der zweite Teil der Antwort hat lediglich rhetorischen Charakter. Man gebrauchte dieses im übrigen verstanden immer dann, wenn der Fragensteller die Antwort ohnehin schon wußte bzw. ahnte)

8.

Waß selbigen orthen des feindts intention und vorhaben? – Hab nichts khindten vermerckhen, allein das sich der feindt starkh förchte, dermahlen seind alda 200 zue fuess, und 100 zue pferdt.

9.

Ob er die leüth übel, und wie scharpf tractiert? – Die yezige, so khaumb 5 tag alda, und commendirtes volckh seind die alt, wisse aber nit, wies noch gehen mechte; die Perkbauerischen haben sie erschröckhlich tractirt, welches desperiert solcher massen empfunden, daß man khaumb mer ein leben in jhnen vermerckht, deswegen er im kopf in ewigen kalennd [kahl] gleicher gestalt sey es dem Bernhard Duld, Hans Zwickhel, Hans Puz und seinem weib geschechen, so also gemartert worden, das ihrer .3. und andere noch mer darüber sterben miesen. Das catholisch exercitium sey nach wie vor und haben die geistlichen, wie sonderlich die Capuziner, noch ihr guete underhaltung [Lebensbedingungen].

10.

Waß für gebeü und heüser ruinirt, auch ob es bishero geschehen, oder noch zue-sorgen sey? – Deß Labermairs hauß und sonst vor der statt in allem abgebrennt von 20 in [bis] 30 heüser, in der statt ist nichts abgetragen, allein die vahrnus verbrennt und alles spolirt [ausgeraubt], die 4 haubthör abgebrennt und die thürm abgetragen, drey thör seind derzeit mit, reverendo [mit Verlaub], tunget [Dung], auch grossen mit stainen eingefülten cässten und holz verschlagen, allein das 4.<sup>te</sup> gegen Metten ist offen.

11.

Wie starkh der feindt selbigen orthen, in: und ausser Straubing oder Deggen-dorff? – Zwischen Deggendorf, und Straubing khein ainiger [einzig] mann, [er] sey erst vor 8 tagen zue gedachtem Straubing gewesen und etliche victualia und gewürz für die officir einkhauffen müessen; im übrigen verstanden.

12.

Ob und was orthen er [d. h. der Feind] schanze und sich vorsehe? – Sovil er gese-

hen, weder zue Deggendorff noch Straubing, allein das alda zu Straubing der under thurm werd eingerissen und sollen stuckh [Kanonen] darauf verpflantz werden, stehe auch bereit ein Schiltwach darauf, nitweniger, wie er gehört, seys im werckh, den statt thurn zu Straubing abzetragen und stuckh darauf zu plantirn [wörtl.: pflanzen]; wie er von einem Straubinger verstandten, soll aldort derzeit noch ein regiment sein.

13.

Ob und wievil sie von unß gefangene nach mer bedeitet Deggendorff bringen? – Zue Deggendorf khein gefangener eingebracht worden, seines wissens, aber von Vilshoven habe man in die 30 gefangene dise wochen hinaus nach Deggendorf geschickht und erlassen [entlassen].

14.

Waß der feindt für anstatt der proviant und fouragi unthern was [welchen] orten habe? – Hie und her, in der statt sey nichts, die burgerschafft müess die persohnen mit essen und trinckhen versehen; reüthen zue 70 [Mann] starckh auf fouragi raus.

15.

Wievil groß und claine stuckh er feindt zu Deggendorf hab, ob er mit munition versehen und an was orten die stuckh stehen? – Zue Straubing stehen auf dem plaz etwan 5 stückhel [kleine Kanonen], hab aus nichts ersehen, gleichsfahls zu Deggendorff, wo alda im zeughauß gewesen, auf den Maürn sey nichts; waiss nit, was er an munition hab.

16.

Wie es mit beden pruckhen, sowol zue Straubing als Deggendorf beschaffen? – Zue Straubing an der innern pruckhen stehe nur das eüsseriste joch gegen Pogen, das übrig sey vom stoss [Eisstöß] hinweckh genommen, aber die eüsser pruckhen über die alte Thonau sey ganz reparirt, bedienen sich also deß überfahrens bei völliger Thonau [d. h. bei hohem Wasserstand]. Zue Deggendorff ist nichts an der pruckhen neu, wie auch holz und andre notturfft zu ainer neuen pruckhen nit verhandten.

17.

Ob und was für getraidt noch in beden stöten, auch ob mehl in verrat? – Gestern hab man 5 vischer zülln voll mehl, auf yeder in allem etwan auf 10 schaf [Scheffel], von Deggendorf nach Straubing geführt, von habern und gersten nichts, aber an woiz [Weizen] und korn mecht [könnte] noch etwas verhandten sein.

18.

Ob und was für mühlen ruinirt, oder noch stehen, auch in specie die pulvermühl? – Die mühlen, deren im landt gericht und burggeding in allem bei 16 sein, stehen noch, bei welchen wochentlich in die 100 schaf khundten abgemahlt werden; die pulver mühl sey abgebrandt, der feindt hab nie alda pulver machen lassen.

19.

Ob noch selbiger orten von ross und khloviech [Rinder] etwas verhandten? –

*Auf 2 oder 3 meil wegs [ca. 15 bis 22 km] nichts, allein in der statt haben die burger noch etwas errött [gerettet], vill centner vleich hab der feindt aufdörret [getrocknet], und fortgeführt.*

20.

*Ob der feindt zu Deggendorf farmb [Farm = Fähre], schiff oder schiffpruckhen habe? – Hab weder farmb, noch schöf, vilweniger schöf pruckhen, aber nit unlangst hab er ein zülln, wie in Schwäbin [Schwaben] machen und auf Regenspurg mit mehl und andern sachen beladen fortführn lassen.*

Sölhamers Auftrag geht aus der Antwort zu Frage 6 eindeutig hervor. Einerseits wurden vom Feind erneut 1000 Reichstaler von der Gemeinde eingefordert, andererseits sollte er die von Deggendorf „ausgerissenen“ Ratsherrn zur Rückkehr in ihre Heimatstadt bewegen. Wenn sie dazu nicht gewillt seien, müsse jeder sein Haus mit 200 Reichstaler (300 Gulden) auslösen. Wenn dies nicht der Fall sein sollte, solle ihr Besitz niedergebrannt werden. In diesem Zusammenhang drängt sich aber doch die Frage auf, wieso dann der Ratsherr *Wolfgang Jobst* für seine Feststellung so hart bestraft wurde. Am Tatbestand, daß die Herrn *Peter Scheibel*, *Hanns Weingärtler* und *Stephan Khreßlinger* wie andere auch aus der Stadt geflohen waren, läßt sich nicht rütteln.

Die wesentlichste Erkenntnis aus dieser Befragung ist für uns die schon sehr geringe Durchsetzung des Landes zwischen Straubing und Deggendorf mit feindlichen Truppen. Für dieses Gebiet war offensichtlich vorläufig eine Wende nahe. Der Feind sei außerdem schon in großer Furcht gewesen (Antwort auf Frage 8).

Wertvolle Informationen sind auch über die vom Feind verursachten Schäden in den Antworten enthalten. Demnach soll in der Innenstadt nur ein einziges Haus, das des *Labermair*, ein Raub der Flammen geworden sein, während außerhalb der Stadtmauer rund 30 Häuser niederbrannten. Jedoch ist die Angabe *Sölhamers*, daß es sich hierbei um *des Labermairs hauß* gehandelt haben soll, schlichtweg falsch. Es gab nämlich in der ganzen Innenstadt keinen *Labermair*, wohl aber einen *Wolf Leitenmair*<sup>28</sup>, auch *Wolffganng Ladermair*<sup>29</sup> genannt. Er war der kurfürstliche Gerichtsschreiber in Pfarrkirchen und besaß u. a. das Haus Ecke Oberer Stadtplatz / Metzgergasse (alte Hausnummer: 31; Metzgergasse 2). Daß jedoch *Wolf Sölhamer* den Namen *Labermair* irgendwie im Gedächtnis „abgespeichert“ und in der verständlichen Aufregung vor den hohen Herren Regierungsbeamten die Namen verwechselt hatte, ist durchaus möglich. Es gab nämlich um 1630/33 tatsächlich einen *Labermair* im Stadtgebiet. Sein „Haus“ war jedoch das Schloß Findelstein<sup>30</sup>.

Nahezu in allen Häusern der Innenstadt waren die gesamte Einrichtung, landwirtschaftliche und gewerbliche Gerätschaften zerstört worden, Öfen, Fenster und Türen waren zertrümmert, die Böden herausgerissen worden. Kurzum:

Die meisten Häuser befanden sich in einem unbewohnbaren Zustand. Damit werden amtliche Darstellungen der Stadt bestätigt.

Dem Befragungsprotokoll war ein Begleitschreiben beigefügt, aus dem hervorgeht, daß *Sölhamer*, anstatt unverzüglich nach Hause zu reisen, sich zum Kurfürsten nach Braunau begeben sollte. Für den Boten eine äußerst prekäre Situation (s. o.). Der Grund für diese Anordnung: Die kurfürstliche Durchlaucht könne dann noch selbst den *Sölhamer* zusätzlich befragen bzw. befragen lassen. Am Tag der Befragung jedoch traf in Passau bzw. St. Nikola die freudige Nachricht vom überraschenden Abzug des Feindes aus Deggendorf ein. Regierungsschreiber *Georg Fuchsmann* hielt dies in einem Postskriptum zum Begleitschreiben an den Kurfürsten fest: *Dahero der examinirte burger Sölhambner nit nach Braunau khommen wirdt, sondern ist gleich von albie nach Deggendorf widerumben vorttgeraist.*

*Wolff Sölhamer* konnte seine nicht ungefährliche Mission im Dienst der Stadt Deggendorf wohl erfolgreich durchführen. Umso betroffener macht es dann, wenn man in der Stadtkammerrechnung von 1634/35 unter dem Titel *Einnamb umb die von gemainer statt wegen verstiffen* [vermieteten, verpachteten] *läden, heißer, prodt: unnd fleischpanckhen* folgende Eintragung liest: *Wolff Selhamers perlhöffters sel: wittib von jrem clainen laden am eckh – 6. f.*: Der Perlensticker hatte möglicherweise die schwere Infektionszeit des Sommers 1634 nicht überlebt. Der erwähnte kleine Laden lag mit ziemlicher Sicherheit im Haus Ecke Luitpoldplatz / Pflleggasse (Luitpoldplatz 1 bzw. Pflleggasse 2).

Aufgrund des Befragungsprotokolls muß das Datum für den Abzug der feindlichen Besatzungsmacht der 15. März 1634 gewesen sein. Nicht der 9. April (Palmsonntag), wie *Georg Bauer* 1894 geschrieben hatte<sup>31</sup>. Daraus ergibt sich für die feindliche Besetzung von Deggendorf eine Dauer von exakt 16 Wochen. Ob die zeitgenössischen Angaben von 17 bzw. 18 Wochen einem damals üblichen Berechnungsverfahren (Mitzählen angefangener Wochen) entsprachen, sei offen gelassen. Vielleicht wurde einmal ein Zählfehler begangen und dann gutgläubig immer wieder abgeschrieben. Auch der Herr Stadtschreiber *Stephan Khreßlinger* hatte sich im undatierten Bericht an den Kurfürsten zunächst wiederholt, aber immerhin konsequent, um einen Tag bei der Datierung der einzelnen Ereignisse verzählt. Erst gegen Ende des Schreibens fand er wieder zur Realität zurück.

Das Mißtrauen des Verfassers bei einmal gefundenen Fehlern und Schwachstellen verführt ihn, in Zusammenhang mit einigen anderen Ungereimtheiten, zu der Annahme, daß da und dort in den zeitgenössischen Dokumenten ein wenig „geflunkert“ wurde. Solches Mißtrauen ist z. B. angezeigt, wenn man einerseits von der totalen Ausplünderung der Zivilbevölkerung liest und andererseits aber dann doch wieder Geld und Nahrungsmittel bei der Bevölkerung vorhanden waren. Aber diese kleinen Unzulänglichkeiten und offensichtlichen Über- bzw.

Untertreibungen seien unseren Vorfahren angesichts der katastrophalen Zustände in damaliger Zeit gerne nachgesehen. Ob nun Deggendorf 16, 17 oder gar 18 Wochen in feindlicher Hand war, spielte für die Bewohner wirklich keine Rolle mehr. Für sie waren es jedenfalls zu viele Wochen.

## 12. Truppenverbände der katholischen Liga in Deggendorf

Die vage Hoffnung, daß die Deggendorfer Bürgerschaft nun wieder etwas ruhigeren und vor allem besseren Zeiten entgegensehen durfte, erwies sich leider sehr bald als völlig falsch. Über die leidgeprüfte Bevölkerung der ausgeplünderten Donaustadt brach unmittelbar nach dem Abzug von Major *Lösch* mit seinen 200 Mann Infanterie und 100 Mann Kavalerie eine zweite, nicht minder schlimme Notzeit herein (Die kleine Wacheinheit aus dieser Kompanie mußte offenbar auch bereits abgezogen sein).

Aus einem Bittschreiben mit Datum vom 28. März von Kammerern und Rat der Stadt Deggendorf an einen hohen kurfürstlichen Offizier erfährt man, daß zu diesem Zeitpunkt bereits *120 Musgotier* [Musketierte, d. h. Infantristen] *alhie in der besazung ligen, welche auß mangl des ersagten proviandt schwerlich mögen underhalten werden.* Und nun begehre der *edl und gestreng herr Nicolaß N., Hauptman, etc.* für seine 75 Mann starke Bewachungseinheit für die Schiffsbrücke über die Isar auch noch Quartier in der Stadt. Man bat um eine Verlegung dieser Einheit in die Gerichte Osterhofen oder Natterberg, zumal die besagte Schiffsbrücke in letzterem Landgericht lag. Es handelte sich hier wohlge-merkt um Verbündete. Trotzdem wurde das Wort *besazung* verwendet. Dies läßt nichts Gutes vermuten. Die dringende Bitte wurde vor allem durch folgende Passage nachdrücklich unterstrichen: . . . *sintmallen gueten thails der burgerschafft verstorben, wol halberthail krankh ligen . . .*

Zum erstenmal wird nun, am 28. März 1634, eine hohe Sterblichkeit (Mortalität) unter der Stadtbevölkerung erwähnt! Die Verluste in der Zivilbevölkerung zu dieser Jahreszeit werden später bei der Beurteilung, um welche Krankheit es sich hier gehandelt haben muß, eine wichtige Rolle spielen<sup>32</sup>.

Kurz danach näherte sich in Gestalt von fünf Kompanien unter dem Kommando eines gewissen *Schneder* (auch *Snedter*, *Snedter* oder *Schnetter* genannt) weiteres Unheil. In einem neuerlichen Bittschreiben am 10. April 1634, diesmal an den Generalwachtmeister und Obersten *Dewertle* [*De Werth*, von *Werd*] gerichtet, schilderten die Deggendorfer Stadtväter von neuem die überaus triste Lage ihrer Stadt. Die Angaben zu den zahlreichen Todesfällen der jüngsten Vergangenheit wurden in diesem Brief schon wesentlich konkreter: . . . *so jst durch deß feindts langwierige betrangnus die arme burgerschafft durch schreckhen, hunger und khumer laider dahin geradten, daß wol der dritte thail darauß verstorben und von den lebendigen noch woll der halbe thail khranckh zu pöth ligt . . .*<sup>33</sup>. Ein Drittel tot, ein Drittel krank, eine Drittel noch oder schon wieder gesund – diese

Zahlen deuten stark in Richtung einer ganz bestimmten, epidemisch auftretenden Infektionskrankheit.

Wenn man nun das Datum des Abzugs der letzten feindlichen Soldaten unter Major *Paul Lösch* (15. März 1634) mit denen der beiden zitierten Briefe (28. März 1634 und 10. April 1634) in Verbindung bringt, kommt man schwerlich um die nüchterne Feststellung herum, daß tatsächlich durch feindliche Truppenverbände im Verlauf des Winters eine Infektionskrankheit eingeschleppt wurde, die sich epidemieartig entwickelte. Das Faktum, daß es Soldaten waren, die letzten Endes eine Seuche in Deggendorf auslösten, ist festzuhalten. Und wiederum muß auf die Jahreszeit verwiesen werden: Spätwinter bzw. Vorfrühling. Es sind dies zwei wichtige Indizien für eine brauchbare Aussage darüber, um welche Infektionskrankheit es sich damals gehandelt haben muß (s. Kap. 17).

In einem dritten Brief (15. April 1634) wandte sich schließlich die Stadt Deggendorf an den Kurfürsten selbst<sup>34</sup>. Inhaltlich unterscheidet sich dieses Bittschreiben nicht vom Brief an *Dewertle*. Die für die vorliegende Untersuchung wichtigste Stelle lautet: . . . Die Bürgerschaft ist *gannz uf den gradt ausgesaigert und dermassen in das eiseriste verderben gestürz worden, daß ainer den anndern nit mehr zehelffen, auch weillen jr vil nit mehr zu leben, auß schreckhen, hunger und kumer laider dahin geradten, daß wol der dritte thail darauß verstorben und jr vil noch kranckh zu pöth ligen* . . .

Im weiteren Verlauf wird, wie im Schreiben an den Generalwachtmeister, bitter beklagt, daß es in der Stadt vor allem an Brennholz fehle. Zugtiere, sowohl Pferde als auch Ochsen, zum Holztransport fehlten gänzlich. Angesichts der dramatischen Versorgungslage in der Stadt kann man sich jedoch heute ein leises Schmunzeln nicht verkneifen, wenn man an gleicher Stelle liest, daß es seit über acht Tagen in Deggendorf u. a. kein Bier mehr gab. Hier fehlt uns das richtige Verständnis für die Bedeutung des *prauen* und *weißen piers* für unsere Vorfahren.

Drei Tage nach diesem Brief der Stadt Deggendorf an Kurfürst Maximilian meldete sich auch der hiesige Pfleger, *Hans Georg von Asch zu Asch auf Oberndorf*, in gleicher Sache in einem Brief an den Landesherrn zu Wort (18. April 1634)<sup>35</sup>. Auch seinen landgerichtlichen Untertanen setzte das *Schnedterische volckh* arg zu. Nicht weniger als 130 Stück Vieh hätte man seinen Bauern weggenommen, der Mangel an Fleisch sei eklatant. Eine Rückgabe der *spolirten* Rinder sei nicht mehr möglich gewesen, da man die Tiere bereits unter die einzelnen Kompanien verteilt hätte. Auch der Pfleger bat daher inständig um einen Truppenabzug. Einen brauchbaren Gegenvorschlag konnte aber auch er in dieser Angelegenheit nicht bieten.

Ob der Kurfürst eine Lösung für die dramatische Lage von Stadt und Landgericht Deggendorf nicht herbeiführen konnte oder wollte, sei dahingestellt. Tatsache ist, daß auch noch nach fünf Wochen das *Schnedterische volckh* der Bevöl-

kerung die „Haare vom Kopf fraß“. Dabei hatte sich die Situation in der Stadt neuerlich zugespitzt. Täglich strömten entlassene Kriegsgefangene dieses Regiments wie auch neugeworbene Soldaten herbei. Warum man letztere, die eigentlich nach Altötting hätten marschieren sollen, nach Deggendorf umdirigierte, ist nicht bekannt. Das hätten im übrigen damals auch schon die Stadtväter gerne gewußt. Durch diese Neuankömmlinge waren *die quartier allenthalben also vollangeschoben [voll gepfercht] und überlegt [überbelegt] . . . , daß manicher arme burger mit weib und khindern in die 14 und andere auf die 20 und noch mehr persohnen underhalten müessen, derentwillen dann bereith vill burger von jren heissern entloffen.*

Ein ganz neuer Aspekt taucht hier auf. Ein Teil der Deggendorfer gab in seiner Verzweiflung die Häuser auf und flüchtete. Aber wohin? Dies wird man aus einem anderen Schreiben noch erfahren. Über seuchenbedingte Todesfälle hingegen wird in diesem Brief der Stadt Deggendorf vom 12. Mai 1634 an den Kurfürsten nichts berichtet<sup>36</sup>.

Am selben Tag richtete auch der Pfleger ein Schreiben an den Landesherrn, in dem er die ausweglose Lage der Bevölkerung speziell in seinem Pflög- und Landgericht schilderte<sup>37</sup>. Ohne Stab und Offiziere lagen seiner Angabe zufolge im Gerichtsbezirk über 500 Mann. Wöchentlich mußten 41 Zentner Fleisch (knapp 2300 kg) und elf Scheffel Korn (ca. 1600 kg) für sie bereitgestellt werden. Im Zeitalter landwirtschaftlicher Überproduktion in Deutschland sind diese genannten Zahlen kaum richtig einzuschätzen. Damals waren Rinder noch sehr kleinwüchsige Tiere; eine Schlachtkuh erbrachte im günstigsten Fall rund 125 kg verwertbares Fleisch. Der Hektarertrag bei Roggen wird sich in der Größenordnung von etwa 7,5 dt bewegt haben. Damit bestand nicht nur ein akutes Problem hinsichtlich der Versorgung mit Brotgetreide, es fehlte schließlich auch das Saatgut für das nächste Jahr. Da das Verhältnis von Saatgut zu Ernteertrag im allergünstigsten Fall bei etwa eins zu fünf, in der Regel aber deutlich niedriger lag, waren die Perspektiven auch für das Jahr 1635 äußerst deprimierend. So ist die Feststellung des Pflögers, daß *dann iedes gethraidt zum commiß oder proviandt gepächt [Backbetrieb] albereith hinweckh genomen worden*, gut zu verstehen. Es gab auch keine Zugtiere mehr, so daß die Bauern *selbst im pflueg ziehen und an speißgetraidt [Brotgetreide] gresste noth leyden miessen*. In diesem Brief werden die nun nicht mehr übersehbaren Todesfälle unverständlicherweise nicht erwähnt.

Allen Anschein nach reagierte der Kurfürst dann doch noch auf die wiederholten Bitten und erteilte am 13. Mai 1634 den Befehl, daß das *Snetterische Regiment* Deggendorf in Richtung München verlassen solle. Aus den Datierungen der drei zuletzt genannten Schreiben muß geschlossen werden, daß sich die beiden Briefe aus Deggendorf und der Befehl des Kurfürsten unterwegs gekreuzt haben müssen.

Bei aller Zufriedenheit über den Abzug des kurfürstlichen Regiments aus Deg-

gendorf wird der Pfleger über diesen Marschbefehl kaum Freude empfunden haben. Der *Durchleichtigste Herzog und Genedigiste Churfürst und Herr* hatte dem Pfleger nämlich aufgetragen, das Regiment persönlich nach München zu begleiten. Dies erfährt man aus einem am 21. Mai 1634 in München verfaßten Schreiben von *Hans Georg von und zu Asch* an Kurfürst Maximilian<sup>38</sup>. Danach waren die verbündeten Truppen am Dienstag, den 16. Mai 1634, von Deggendorf abmarschiert und am Samstag, den 20. Mai 1634, in Aschheim nordöstlich von München angekommen. Der physische Zustand der hungernden Soldaten muß überaus desolat gewesen sein. Viele blieben auf dem Marsch *aus matigkheit* zurück, so daß man gezwungenermaßen auf die Nachzügler warten mußte. Für die übrigen bedeutete dies eine willkommene Erholungspause.

So erfreulich der hier beschriebene Umstand für die Bevölkerung der Stadt und des Landgerichts Deggendorf auch gewesen sein mag, so nachdenklich stimmt eine kurze Textstelle gleich am Anfang dieses Briefes. Hatte doch der gestrenge Herr Pfleger die Unverfrorenheit zu behaupten, daß das *Snetterische Regiment* von Deggendorf *ohne sonderbaren zuegfiegten schaden, clag und beschwernus der burgerschafft und meinen anvertrauten underthonnen* von Deggendorf abgezogen ist. Die Beweggründe für diese „Feststellung“ sind nicht bekannt. Tatsache bleibt aber, daß er vorher in einigen Briefen die trostlose Lage bejammerte und jetzt dagegen behauptete, es wäre doch alles nicht schlimm gewesen. Eine geradezu unverschämte Lüge, die den gestrengen Herrn Pfleger auch nach rund 360 Jahren in keinem guten Licht erscheinen läßt. Daß mit den *Herrn von Asch* nicht immer gut Kirschen essen war und ihnen, Vater und Sohn, am besten mit einer gehörigen Portion Mißtrauen und Vorsicht begegnete, mußte später in den 70er und 80er Jahren mit dem Sohn des *Hans Georg von Asch* der Deggendorfer Pfarrer und Dekan *Andre Hayl* zur Genüge erfahren. Jahrelange Auseinandersetzungen wegen der Greisinger Wallfahrt belegen die Neigung zu permanenten bürokratischen Haarspaltereien und geradezu krankhaften Geiz. Auch die Deggendorfer Ratsherren konnten sich trotz der typisch barocken Höflichkeitsfloskeln in den diversen Amtsschreiben mit den beiden Pflegern nicht anfreunden.

### 13. Deggendorf – eine Lazarett- und Flüchtlingsstadt

Eine lange Verschnauf- und Erholungspause war den Deggendorfern nach dem Abzug des *Schnederischen volckhs* nicht gegönnt. Inzwischen sollte es doch der *Churfürstlichen Durchlaucht* allmählich bekannt gewesen sein, daß *der feindt sich in die 17 wochenlang mit grosser anzahl khriegsvolckh alhie aufgehalten und sowol in alß vor der statt die heiser mehrerthails alle zerschlaipft* [zerstört], *verschlagen unnd dermassen verwüesst, daß solche noch auf dise stundt, weill jr* [d. h. die Bürger] *vill von heissern geloffen, auch die vorstatt gueten thails weckh geprendt worden* waren. Die ruinierten Häuser konnten *noch nit alle ge-seibert . . . werden, wie dann von solcher unsauberckheit wegen, thails auch woll*

*auß hunger und kummer der dritte thaill burger verstorben und jr noch vill kbranck ligen und täglich sterben thuen.* So steht es in einem neuerlichen Schreiben vom 10. Juni 1634 von Kammerer und Rat der Stadt Deggendorf an den bayerischen Kurfürsten<sup>39</sup>.

Warum man sich innerhalb so kurzer Zeit nochmals an den Landesherrn wandte, ist schnell erzählt. Der Stadt Deggendorf *jst . . . genedig bedeyt worden, wie daß die vom veldtlager der lobl: Catholischen Liga zuegeherige beschedigte und kbranckhe soldaten alber in die burgerschafft nach Deggendorf gepracht unnd alda, mitß deß landtghrts [Landgerichts] alhie und deß zu Hengersperg verpflegt werden sollen.* Deggendorf war „gnädig“ zur Lazarettstadt erklärt worden.

Anscheinend hatte nicht nur der hiesige Pfleger zu Wahrheit und zu Wirklichkeit ein gestörtes Verhältnis, sondern auch der Kurfürst selbst. Er muß bzw. seine entsprechenden Beamten müssen doch gewußt haben, daß aus den beiden Landgerichtsbezirken Deggendorf und Hengersberg kein Scheffel Korn mehr herauszupressen war. Dennoch versuchte man der Deggendorfer Stadtbevölkerung durch eine entsprechende Anordnung die neuerlich auf sie zukommende Belastung schmackhaft zu machen. Die Landgerichte Deggendorf und Hengersberg sollten die Stadt unterstützen. Dieser kurfürstliche Befehl war jedoch Hohn. Man kann bekanntlich „einem Nackten nicht in die Tasche greifen“. Dennoch ordnete man aber solchen Nonsens amtlicherseits an. Man hat hier wohl ausnahmsweise einmal das Recht, den damaligen Verantwortlichen in aller Form bodenlose Unverschämtheit zu unterstellen. Sie handelten offensichtlich nach dem Motto: „Ihr solltet doch dankbar sein, wenn Ihr das tun müßt!“ Die betreffenden hohen Herrn saßen aber bekanntlich schon längst, abseits von Krieg, Hunger und Krankheit, im fernen sicheren Burghausen. Daß das Stadtsäckel leer war, ist u. a. daraus zu ersehen, daß Anno 1634/35 keine sog. Stadtsteuer (Kommunalabgabe) an den Staat abgeführt werden konnte. Normalerweise handelte es sich hierbei immerhin um einen Betrag von rund 1000 Gulden, der nach München floß.

Ob dieses Befehls gerieten die Deggendorfer in helle Angst und Panik. Dies ist durchaus verständlich. Sollten doch nicht nur kriegsverletzte, sondern auch kranke Soldaten hierher in die Stadt verlegt werden: *Solden nun an yezt dergleichen geschedigte und all anndere erkbranckhte persohnen alhie auch aufgehalten werden, jst nichts gewissers zubesorgen, alß daß gar paldt ein anndere jnficierte kbranckheit darauß entstehen unnd volgents die noch überplibne burgerschafft zu rauch aufgehen unnd versterben miesst.*

Dieser Satz bringt nun plötzlich eine völlig neue Perspektive in das Geschehen in Deggendorf im Jahre 1634. Ob man nun das Wort „*anndere*“ im Sinne von „eine andere Art von Krankheit“ oder „eine neuerliche, eine zweite Infektionswelle“ interpretiert, ist nebensächlich (*ander- er, e, es* bedeutete im damaligen Sprachgebrauch auch „der, die, das zweite“). Tatsache war, daß man für die

Stadt eine neuerliche Epidemie befürchten mußte. Und dies offensichtlich mit gutem Grund. Die verwundeten und kranken Soldaten kamen jedenfalls nach Deggendorf. Über die weitere Entwicklung ist noch zu berichten.

Etwa einen Monat nach dem Schreiben der Stadt Deggendorf meldeten sich auch die inzwischen von St. Nikola nach Deggendorf gekommenen Straubinger Regierungsbeamten zu Wort<sup>40</sup>. Eindringlich wollten auch sie jetzt dem Kurfürsten klar machen, daß weder das Gericht Deggendorf noch das Gericht Hengersberg die Stadt Deggendorf zu unterstützen vermochten. Ebenso nachdrücklich stellten sie die verheerenden Unterbringungsmöglichkeiten dar. Es sei schlichtweg nicht zu bewerkstelligen, daß man in die leerstehenden Häuser in der Vorstadt, in denen, wie in fast allen anderen Häusern auch, Öfen, Fenster, Türen und Böden fehlten, noch weitere kranke und verwundete Soldaten verlegen könne. Ganz abgesehen davon, daß die meisten Häuser der Unteren Vorstadt Brandruinen waren. Bruderhaus und Blatternhaus seien voll belegt. Ein Teil der Stadtbewohner könne nicht mehr in ihren Häusern wohnen, sondern müßten sich *in wäldtern . . . ellendtig aufhalten*). Man habe zwar den herumstreifenden Reitern nicht weniger als 96 Stück Vieh wieder abgenommen, aber einen Teil davon hätten die Untertanen bereits wieder zurückgekauft (!) oder *zue nuz der kbranckhen soldaten verkhaufft*. Größtenteils habe es sich ohnehin nur um minderwertiges Jungvieh gehandelt. Ein sehr schwacher Trost.

Die Zahl der erkrankten Soldaten sei bereits schon ziemlich hoch, berichteten weiters die Regierungsbeamten. 172 werden in einem undatierten Schreiben der Stadt an den Kurfürsten genannt (Der Brief dürfte Mitte Juli 1634 einzuordnen sein)<sup>41</sup>. Durch die Überbelegung der Unterkünfte war zu befürchten, daß dies *besonder in der hyze [Hitze] leichtlich ein contagion und erbliche [übertragbare] kranckheit verursachen khundte*. Ein weiteres Indiz für eine drohende zweite Krankheitswelle.

Die Lage spitzte sich zu, weil *von dem Gey [Gäuboden] unnd anndern umbliegenden landts underthonen mit weib und khindt, vill hundert persohnen auß forcht der straffenden reiter, zu sambt waß oberhalb Straubing und sonnsten vom oberlandt Bayrn herab khombt*. Sie kommen *maisstens aus hunger und kummer, alle abgemathet, erkbranckht*. Von ihnen sterben *täglich zu 8 und 10*. Obwohl die hier liegenden Verwundeten *sonsten khaine anglebige [ansteckende] kbranckheit an sich haben, ist doch leichtlich zeschiessen, wan sovil obereinander in so engen zimer [Zimmern] ligen, wie bei einem solchen geschmach [Gestank] und disen wahrmen zeiten ain jnfection darauß ervolgen khann*. Diese Passage erscheint nicht ganz logisch zu sein. Denn außer verletzten Soldaten waren bekanntlich auch erkrankte in Deggendorf einquartiert worden. Sollte dies wieder eine von den „geschönten“ Textstellen sein?

Allmählich gewinnt jedoch das Bild an Schärfe. Eine zweite Infektionswelle beginnt sich zu entwickeln, an der ganz offensichtlich auch die zahlreichen Flüchtlinge beteiligt waren. Dazu kamen die kranken Soldaten, auch wenn dies anders

dargestellt wurde. Das Problem, einer durch die Enge der Notquartiere drohenden Epidemie, war erkannt worden. Daher sollte man doch die verwundeten und kranken Soldaten von hier wegverlegen, z. B. nach Schärding oder Vilshofen, *welche der zeit khaine soldaten gar nit haben, noch weniger mit dem feindt bedrangt worden.*

Alles Flehen blieb ungehört. Am 17. Juli 1634 lagen bereits 191 verwundete und kranke Soldaten in der Stadt. So der Pfleger an den Kurfürsten<sup>42</sup>. Er berichtete auch, *das alle paurn layder gleichfalls ganz erarmbt und ausgeplindert, kheiner mehr vill wochen bei hauß und der 20ist khein rindl viechs, sondern in den wälten [Wäldern] unnd holzern [Gehölzen] öllendt [elend] aufhalten thain, zumal len sy vor den straihenden reittern nit sicher, sondern auf bedroten geraidt [eine besonders grausame Form des Marterns], erpärmlichen gepeinigt . . . beschedigt, ja vil zu dot gehauen und geschossen werden.*

Unter den vielfältigen Martermethoden war sicherlich das hier genannte *Raidln* die grausamste Form. Man legte dem Gepeinigten einen Strick um den Kopf, verknotete ihn und drehte mit einem Holzprügel die Schlinge langsam immer enger und enger, bis dem erbarmungswürdigen Menschen das Blut aus Mund und Nase lief. Der Schädel war allmählich zerquetscht worden. Auch Grimelshausen beschrieb diese brutale Torturform<sup>43</sup>.

Zurück zum Zeitgeschehen. Die Zahl der verletzten und erkrankten Soldaten nahm ständig zu. Am 2. August 1634 geben Kammerer und Rat von Deggendorf in einem Brief an Kurfürst Maximilian eine Zahl von 300 an<sup>44</sup>. Gleichzeitig wird nachdrücklich darauf hingewiesen, daß es den Gerichten Deggendorf und Hengersberg unmöglich sei, irgendeine Unterstützung leisten zu können. Ebenso eindringlich stellte man das Problem mit den *erkhranckhten armen landtsunderthonen* dar, die in die Stadt geflohen seien und *mit allerlay zufallenden und anklebigen khranckheiten* behaftet wären. Man befürchtete mit Recht, daß sie *die übrige verhandtne claine burgerschafft* (· *darauß woll der halbe thail verstorben* ·) *noch merers ansteckhen und zu gannzen niderganng bringen mechten.*

Das Bild gewinnt mit diesem Bericht noch mehr an Klarheit: Mehrere lebensbedrohende Infektionskrankheiten wüteten damals in der Stadt, die zum Teil von den vielen Flüchtlingen eingeschleppt worden waren. Die Stadtbewohner waren infiziert worden. Die Hälfte von ihnen war bereits verstorben. Ein wahrhaft satanisches Gemisch aus allen möglichen hochinfektiösen Krankheiten drohte den totalen Untergang der Kommune herbeizuführen.

## 14. Die Versorgungslage

In den verschiedenen Berichten, die von Kammerer und Rat, vom Pfleger wie auch von den Regierungsbeamten abgefaßt wurden, spielt das Wort „Hunger“ eine beherrschende Rolle. In den verschiedenen Publikationen über den Dreißigjährigen Krieg wird immer wieder darauf hingewiesen, daß durch Unternäh-

rung und Krankheiten weitaus mehr Menschen ums Leben kamen als durch unmittelbare Kriegseinwirkungen. Dies traf gleichermaßen für die Zivilbevölkerung wie auch für die Soldaten zu. Dabei mögen letztere sogar noch etwas im Vorteil gewesen sein, da sie sich ihre tägliche Nahrung kurzerhand stahlen oder raubten. Die Leidtragenden waren dann eben die Bürger der Städte und Märkte und die Bauern auf dem flachen Land.

Darüber hinaus standen den Militärs recht umfangreiche Rechte bezüglich ihrer Versorgung zu. So hatte der bayerische Kurfürst angeordnet, daß einem gemeinen Mann täglich eineinhalb Pfund Fleisch (0,84 kg), drei Pfund Brot (1,68 kg) und drei Maß Bier (3,2 l) zu reichen sind. Offiziere, vor allem höhere Dienstgrade wie Oberst, Oberstleutnant, Rittmeister usw., hatten angemessene Geldbeträge zu erhalten. Für einen Oberst mußten *in der contribution* (Kriegsabgabe) monatlich nicht weniger als 400 Gulden abgeführt werden. Für das Eineinhalbfache dieses Betrags konnte man selbst in der Innenstadt von Deggendorf schon ein recht ansehnliches Haus erwerben.

In Kapitel 12 wurde schon einmal kurz auf die Versorgungsprobleme im Zusammenhang mit der Truppenverpflegung hingewiesen. Nach rund dreieinhalb Jahrhunderten fehlt den meisten von uns die entsprechende Vorstellung über die Produktivität der Landwirtschaft in damaliger Zeit. Im Zeitalter von hormon- und antibiotikagetrimmten „Turbo-Kühen“ mit 10000 Kilogramm Milchleistung pro Jahr und schweren Fleischrinderrassen mit 900 und mehr Kilogramm Schlachtgewicht, sind Kühe mit vier bis fünf Liter Milchleistung pro Tag (entsprechend etwa 1000 Kilogramm pro Jahr) und einem Lebendgewicht von nur 200 bis 250 Kilogramm schwer vorstellbar. Ausgewachsene Kühe waren damals nicht größer und schwerer als heute eine etwa halbjährige Färse (weibliches Jungrind).

Ähnliches gilt auch für den Getreideanbau. Heute liegen die Spitzenwerte für Weizen bei rund 8,5 Tonnen pro Hektar, damals war es unter günstigsten Bedingungen (Boden, Witterung, Düngung) nicht einmal ein Zehntel davon. Die Bedeutung der Düngung war bekannt. In den Deggendorfer zeitgenössischen Literalien gibt es genügend Beispiele dafür, daß Stalldünger für teures Geld verkauft wurde bzw. einem Verpächter, in den Briefprotokollen vertraglich abgesichert, überlassen werden mußte.

Das für uns heute kaum nachvollziehbare Verhältnis von Saatgut zu Ernteertrag (s. o.) ließ seinerzeit manchen Bauern verzweifeln, wenn er an die ihm auferlegten Mengen von Dienstgetreide dachte. Vernichteten Hagelunwetter in zwei aufeinanderfolgenden Jahren die Getreideernte und brannte schließlich im dritten Jahr die gefüllte Scheune durch Blitzschlag nieder, drohte der wirtschaftliche und damit auch der soziale Ruin. Vor allem dann, wenn dieser „arme Teufel“ die Scheune auch noch auf eigene Kosten wieder aufbauen mußte. Daß man ihm in diesen Katastrophenjahren das Dienstgetreide erließ, war nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Dies ist kein fiktives Horrorszenarium, sondern das war grau-

same Realität. Rechnungsbücher des St. Katharinenospitals aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges belegen solche Tragödien.

Um die in Kapitel 12 genannten 41 Zentner Fleisch (d. h. rund 2300 Kilogramm) pro Woche für 500 Mann des *Schnederischen Regiments* aufbringen zu können, mußten mindestens 20 Kühe ihr Leben lassen. Hier beginnen sich nun Teufelsräder zu drehen: Keine Rinder – kein Mist. Kein Mist – geringe Ernteerträge. Keine Kühe und Stiere – keine Kälber. Keine Kälber – keine Rinder usw. Keine Kühe, das bedeutete auch keine Milch. Diese war in erster Linie für die Käseherstellung von Bedeutung. Käse war damals ein wichtiger Bestandteil der täglichen Nahrung, da er über lange Zeit lagerfähig und leicht zu transportieren war. Darüber hinaus gewährleistete Käse an den reichlich gebotenen Abstinenz- und Fasttagen, insgesamt mehr als 150 im Jahr, eine ausreichende Versorgung mit wertvollem tierischen Eiweiß. Milch war außerdem neben Schweinefleisch ein wichtiges Ausgangsmaterial für eine kontinuierliche Versorgung mit Fett (Butterschmalz). Cholesterinprobleme kannte man damals eben noch nicht. Körperliche Schwerarbeit sorgte schon für einen geordneten Fettstoffwechsel.

Schon 1619, also gleich zu Beginn des verhängnisvollen Krieges, scheint es bereits zu Versorgungsengpässen bei Käse gekommen zu sein. Dies geht aus einem Schreiben vom 5. Juni 1619 des Pflegers und Kastners von Hengersberg, *Daniel Geörg Reuttanner zu Schölnach auf Hohenwartt*, hervor. Der Inhalt dieses an die Stadt Deggendorf adressierten Briefs bezieht sich auf die Lieferung von *Ayr* [Eier], *Schmalz*, *Puter* [Butter] *unnd Khäß*. Speziell hierzu wurde betont, *daß in gannzen meiner anvertrautten ambts verwaltung nit zuebekommen seye, das mann drey oder vier persohnnen, vill geschwaige mehr, mit khäß versehen mechte*<sup>45</sup>.

Ein weiterer, jedoch außerordentlich wichtiger Aspekt wird aber in den allermeisten Darstellungen über den Dreißigjährigen Krieg vernachlässigt bzw. übersehen. Man hat fast den Eindruck, die meisten Historiker wüßten von dem folgenden nichts. Es handelt sich um den vor allem für die Landwirtschaft so eminent wichtigen Faktor Wetter (bzw. Witterung und Klima). Dabei ist es unter dem naturwissenschaftlich versierten „Insidern“ längst bekannt, daß etwa ab 1580 zumindest in Europa eine massive Klimadepression einsetzte. Ziemlich abrupt sogar. Am deutlichsten läßt sich diese Entwicklung u. a. am Wachstum der Alpengletscher ablesen. Ihre Eismassen stießen damals bis weit in die Täler hinab vor. Dies war weniger auf extrem strenge Winter als vielmehr auf eine erhöhte Niederschlagstätigkeit vor allem in den Sommermonaten zurückzuführen. Die Sommer waren wesentlich feuchter und damit auch kühler geworden. Das war jene Zeit, in der in Bayern der Weinbau nur noch wertlose Erträge lieferte. Das böse Wort vom „Drei-Männer-Wein“ ging um: Einer mußte den Zecher festhalten, einer mußte diesem mit der Kanne den Wein ins Maul schütten und einer schließlich mußte das saure Zeug saufen.

In dieser Zeit machten auch die mitteleuropäischen Wälder eine tiefgreifende

Veränderung durch. Der Siegeszug der Rotfichte begann. Empfindliche Nutzholzarten wurden allmählich zurückgedrängt oder verschwanden fast ganz. Die heute von den Forstleuten so gepriesene Weißtanne (warum, wissen sie vermutlich selbst nicht), wegen der hohen Ansprüche an ihr Ökosystem von Fachleuten auch die „Primadonna unserer Wälder“ genannt, machte sich rar und gedieh seither nur noch an ganz wenigen Standorten (Oberforstrat Konrad Klotz, früher Forstamt Zwiesel-Ost).

Neben der Weißtanne nahmen auch die Eichenbestände ab. Viele Ortsnamen in der näheren Umgebung Deggendorfs weisen auf ehemals bedeutende Eichenvorkommen hin, nach denen man heute vergeblich Ausschau hält. Sogar im Ortsnamen des Wallfahrtsortes Handlab bei Iggenbach versteckt sich die Eiche. Einheimische sprechen den Namen bekanntlich ganz anders aus: Handlauh – Lohe, Eichenwald.

Die Ursache für diese einschneidende Klimaentwicklung lag bei der Sonne. Sie „streikte“. Warum, wissen wir nicht. Über lange Zeit hinweg unterblieb auf der Sonnenoberfläche die Bildung von Sonnenflecken. Diese gehen aber Hand in Hand mit warmen oder heißen Sommern. Sonnenflecken weisen einen Rhythmus von rund elfeinhalb Jahren auf. Ab dem Ende des 16. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts war dieses rhythmische Auf und Ab total gestört, d. h. es gab so gut wie überhaupt keine Sonnenflecken mehr. Schon Galileo Galilei hatte zu Beginn des 17. Jahrhunderts dies festgestellt. Die Auswirkungen auf das Klima der gemäßigten Breiten der Erde waren fatal. Eine „Kleine Eiszeit“ machte sich breit.

1580 gab es zum erstenmal eine klimabedingte Mißernte. Spätfröste im Frühjahr und eine sehr früh einsetzende Frostperiode im Herbst verdarben die Ernte. Ab etwa 1610 mußten dann die Bauern in Mitteleuropa im Durchschnitt alle zwei Jahre mit einer Mißernte rechnen. Vereinfachend kann man folgende Schlußfolgerung ziehen: Ohne diese Klimaverschlechterung wären die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges lange nicht so dramatisch gewesen, wie sie nun einmal waren. Ein abschließendes Aufbäumen dieser Klimaveränderung führte schließlich noch 1816/17 zur letzten, nicht kriegsbedingten Hungersnot in Mitteleuropa. Damals setzten zur Zeit der Feldbestellung im Frühjahr 1816 langanhaltende Regenfälle ein, die erst Ende August ein Ende fanden.

Eine traurige Bestätigung für die nassen Sommer während des Dreißigjährigen Krieges und auch in der folgenden Zeit liefern wiederum Eintragungen in den Rechnungsbüchern des St. Katharinenospitals (*Spitall rechnungen*) noch 1650: *Weillen das traidt [Getreide] durch den milthaub [Mehltau] gennzlichen verdorben worden*, war es den Grunddienstpflichtigen nicht möglich, die entsprechenden Getreidemengen abzuführen. Mit diesem *milthaub* waren nichts anderes als Getreiderost- und Getreidebrandarten gemeint, die sich bei feuchter Witterung besonders gut entwickeln. Ein nachdrücklicher Beleg für die Klimaverschlechterung im 17. und 18. Jahrhundert.

Da nun einmal der Bauer in seiner Planung und Arbeit an die zeitliche Dimension des Jahres gebunden war und es immer noch ist, waren früher Ernteeinbußen und Viehmangel nur langfristig wieder wett zu machen. Eine Mißernte des Jahres X wirkte sich wegen des Saatgutmangels sehr einschneidend auch auf das Jahr X + 1 aus. In Anbetracht des außerordentlich ungünstigen Verhältnisses von Saatgutmenge zu Ernteertrag, in Verbindung mit den Abgaben des Dienstgetreides an den Grundherrn, ergaben sich geradezu katastrophale Situationen mit erheblicher Langzeitwirkung. Ein Beispiel aus den Unterlagen des Deggen-dorfer Katharinenspitals soll dies verdeutlichen. Nach den sog. Spitalrechnungen der Jahre 1633 bis 1636 ergeben sich folgende Preise für Roggen (Korn) pro Scheffel (ca. 222 Liter, entsprechend einer Gewichtsmenge von rund 140 bis 150 Kilogramm. Ob allerdings in Deggen-dorf der Scheffel auch tatsächlich 222 Liter faßte, ist nicht nachweisbar. Tatsache jedoch ist, daß die meisten Städte ihr eigenes Maß- und Gewichtssystem hatten. Groß waren aber die Unterschiede wohl kaum):

1633:	8 bis $8\frac{1}{3}$ Gulden
1634:	$9\frac{1}{3}$ Gulden
1635:	12 Gulden
1636:	28 Gulden

1633 konnte der Spitalverwalter noch Getreide, das im wesentlichen aus den Dienstleistungen der Grunduntertanen stammte, im Gesamtwert von über 370 Gulden verkaufen. 1634 waren dies wegen des entsprechenden Eigenbedarfs nur noch zwölf Metzen Korn im Wert von vier Gulden. Diese wichtige Einnahmequelle erbrachte nur wenig mehr als ein Prozent des Erlöses vom Vorjahr. Diese Zahlen bedürfen keiner weiteren Kommentierung.

Nicht weniger problematisch war die Situation bei der Viehzucht. Es ist nun einmal eine bäuerliche Binsenweisheit, daß zwischen dem Beginn der Trächtigkeit einer Kuh und der Fortpflanzungsfähigkeit des zu erwartenden Kalbes gut zwei Jahre verstreichen. D. h. der Wiederaufbau eines tragfähigen Rinderbestandes zog sich zwangsläufig über viele Jahre hin. Viehzukauf war aus zwei Gründen nicht möglich. Einmal fehlte das Geld und zweitens auch das Vieh selbst. Hierzu ein weiteres Beispiel aus dem Katharinenspital anhand der bereits genannten Quellen. 1633 schlachtete man dort 14 Stück Großvieh und 22 Kälber. Für 1634 lauten die entsprechenden Zahlen elf und 14, für 1635 vier und zwei. Und 1636 beidemal Null. Erst um 1638/39 ist dann eine zaghafte Erholung der kritischen Versorgungslage des Spitals erkennbar.

## 15. Hoffnung

Spätestens Anfang August 1634 dürfte der zermürbende Totentanz seinen Höhepunkt überschritten gehabt haben. Am 26. August berichtete die Stadt Deggen-dorf über den aktuellen Stand hinsichtlich der *infection* an den hiesigen Pfl-

ger<sup>46</sup>. Danach hat sich erstlich in den von disen gespörten zwayen heisern, als Albrechten Eder, goldtschmidt, und den Säßler, wägner vorm Obernthor, seithero schon der vierten wochen von krankhen leithen nichts eraignet. Von dem Panckhoyer peckhen aber ist er selbsten, sambten anem sohn bei 17 jar, dann vom Prellinger mezger ain techterl bei 18 jaren an der jnfection verstorben und in dem verordnten prechen friedthof nach Schäching vergraben worden. Verner ist seithero in Hannsen Spötl's schreiners . . . hauß ain ledigs mensch [unverheiratete Frau], dann auch der Wischlburger pöckh in seiner bewohnendten behausung, jtem Paullusen Scheibel, ledigs standts bei 23 jarn, bei seinen bruedern Josephen Scheibel, an der laidigen pesen [bösen] krankheit todts verfahren, darvon besagtes schreiners mensch und Wischlburger in den prechen friedthoff nacher Schäching, und ermelter Scheibel bei unser Lieben Frauen Pfarrkürchen, doch ohne unser vorwissen, mit bewilligung herrn dechants begraben, auch angedeüte 3 heisser gespört worden. Denen man und weibs persohnen aber, so siderhero verstorben und auf beschichtigung [sic!] sich nichts befunden, auch in den ordentlichen freidthoff begraben worden, seindt 13 gewesen. Außerdem wurde dem Pfleger berichtet, daß man für von außerhalb ankommende verdächtige Leute und für die Boten eigene Häuser in der unteren Vorstadt vorgesehen hatte. Die Frage ist hier nur, in welchen Häusern, da doch angeblich alle Brandruinen waren.

Dieses umfangreiche Zitat und der kurze Auszug, die nahezu den gesamten Bericht umfassen, sind außerordentlich aufschlußreich. Zunächst läßt sich daraus unschwer das nahe Ende der Epidemie ablesen. Es gab auch bereits wieder „ganz normale“ Todesfälle. Jedes Sterbehaus wurde inspiziert. Es wäre nur interessant, worauf die prüfenden Personen ihr Urteil stützten. Mit bloßen Hinsehen wird es wohl nicht abgetan gewesen sein. Da in den verschiedenen Amtsschreiben immer wieder von der Unsauberkeit und der damit zusammenhängenden Gefahr eines Infektionsausbruchs die Rede ist, darf man doch für die damalige Zeit gewisse empirische Kenntnisse über die Entstehung von Seuchen, vor allem auch der echten Pest, in Erwägung ziehen.

Eine Überprüfung der fraglichen Gebäude mit Kranken und Toten ergibt, daß die Gebäude recht weit von einander entfernt waren. Erwähnenswert ist dabei, daß von den an der Infektion verstorbenen Personen bis auf den Goldschmied Albrecht Eder alle aus einem Milieu stammten, in denen sich Ratten recht wohl fühlen mußten: Bäcker, Metzger, Bierbräu, Wagner und Schreiner. Der Goldschmied (Nr. 195; Bahnhofstr. 18) war aber immerhin der Nachbar des Bäckers Michael Lang (Nr. 196; Bahnhofstr. 16). Damit schließt sich auch hier der Kreis zu den Ratten.

## 16. Die Opfer des Jahres 1634

In den vorhergehenden Kapiteln wurde wiederholt aus den Originalquellen zitiert, daß Gebäude und Gewerbestätten nicht nur deshalb leer standen, weil die Besitzer verstorben waren, sondern aus Angst vor der Seuche, aus Hunger und völliger Verarmung ihre Häuser verlassen hatten.

So kann der Weg zu einer einigermaßen zufriedenstellenden Beurteilung der Seuchenprobleme Anno 1634 nur aus einem Bündel von Umwegen bestehen. Die übliche Pauschalangabe, daß die Zeit des Dreißigjährigen Krieges auch gleichzeitig eine Zeit von Pestzügen gewesen sei, ist viel zu simpel und kann den tatsächlichen Gegebenheiten auch nicht annähernd gerecht werden.

Im diesem Kapitel soll ein solcher Umweg für die Innenstadt eingeschlagen werden. Er führt über die Steuerbücher der Stadt Deggendorf aus den Jahren 1633 und 1636. Ob 1635 ein Steuerbuch geführt wurde, läßt sich nicht belegen. Es ist aber eher unwahrscheinlich, daß je eines existierte. Mit hoher Wahrscheinlichkeit läßt sich dies aber für 1634 annehmen. Sowohl während der Besetzung der Stadt durch den Feind als auch die Verbündeten war die kommunale Administration weitgehend, wenn auch nicht völlig, lahmgelegt gewesen. Erst in den beiden letzten Monaten des Jahres 1634 beginnen städtische Verwaltung und Rechtsprechung allmählich wieder in Gang zu kommen.

Die stereotype Anordnung der Steuerpflichtigen in den einzelnen Steuerbüchern stellt für uns auch heute noch eine recht gut überschaubare Beurteilungsgrundlage hinsichtlich der Besitzverhältnisse in früherer Zeit dar<sup>47</sup>. Ein weiteres wichtiges Hilfsmittel sind bei derartigen Untersuchungen die sog. Briefprotokolle, in denen u. a. auch sämtliche Immobilientransaktionen dokumentiert wurden. Für die Jahre 1634 bis 1638 existiert tatsächlich ein derartiges, wenn auch recht „mageres“ Protokollbuch.

Vergleicht man zunächst einmal die Besitzverhältnisse in der Innenstadt anhand der beiden Steuerbücher von 1633 und 1636, erhält man folgendes Ergebnis: 1636 weisen von den bewohnten Gebäuden gegenüber dem Jahr 1633 nicht weniger als 69 Anwesen neue Besitzer auf. Das sind knapp 45 %. Ob nun die früheren Besitzer verstorben oder geflohen waren, läßt sich allerdings nicht mehr belegen. Man kann es auch anders ausdrücken. Von 154 Haushaltsvorständen des Jahres 1633 sind 1636 nur noch 59 oder 38 % übriggeblieben. 23 neue Witwen und 13 neue Witwer können gezählt werden und rund 20 Ehepaare sind 1636 überhaupt nicht mehr existent. Von den 13 Witwern sind elf wiederverheiratet, einer davon sogar schon zum drittenmal. Diesen sehr persönlichen Aspekt erfährt man ebenfalls aus den Steuerbüchern, da es die Obrigkeit zu allen Zeiten verstand, dem kleinen Mann Steuern in jeder Form aus der Tasche zu ziehen. So mußte auch das Heiratsgut der Ehefrauen vom Ehemann versteuert werden, gleichgültig ob die *Eheconsortin* lebte oder schon längst tot war. Von den verwitweten Hausbesitzerinnen war übrigens nur eine einzige wieder in den Stand der Ehe getreten.

In sieben Gebäuden, deren Eigentümer sie nicht selbst bewohnten, lebten 1636 neue *Jnleuthe* (Mieter) bzw. *Stifter* (Pächter). Ein solches Haus war z. B. das Gebäude Oberer Stadtplatz 6 (alte Hausnummer: 34). Es gehörte dem Abt bzw. dem Kloster zu Gotteszell. 1633 bewohnte es der Stadtprokurator *Adam Perkhman*; 1636 hingegen lebten und arbeiteten der *holzcrammer Hannß Kholer* und der *fragner Thobiaß Leibel* als Mieter in diesem Haus<sup>48</sup>. Tiefes Mitleid mit dem „armen“ Herrn Prokurator ist nicht erforderlich. Er hatte die dramatische Zeit Anno 1634 überstanden. Er besaß inzwischen ein eigenes Haus. Wieder einer, der „an der Quelle saß“? Acht Jahre später treffen wir ihn dann in den städtischen Dokumentensammlungen als wohlbestallten und angesehenen Stadtschreiber an; er hatte 1642 *Stephan Khreßlinger* in diesem Amt beerbt.

1636 stehen von insgesamt 161 Gebäuden der Innenstadt 13 völlig leer, zwei davon *ligen im prandt*, eines fehlt ganz. Hier die Liste:

Metzgergasse	1	Alte Hausnummer:	10
Metzgergasse	29		52, <i>im prandt</i>
Pfleggasse	31		53, fehlt
Bräugasse	3		79
Bräugasse	14		94
Luitpoldplatz	21		100
Rosengasse	5		102
Rosengasse	15 (unsicher)		106
Rosengasse	2		113, <i>im prandt</i>
Lateinschulg.	4		151
Veilchengasse	7		156
Veilchengasse	9		158
Bahnhofstraße	7		181
Bahnhofstraße	22		193

Sicher ist, daß ganz normal ablaufende Hausver- und -ankäufe in den Jahren 1634 bis 1636 die sehr tiefgreifenden Veränderungen nicht erklären können. Für das Jahr 1634 enthält das Briefprotokollbuch lediglich sieben Eintragungen. Sechs davon sind auf den relativ engen Zeitraum vom 15. Juni bis zum 28. Juli 1634 beschränkt, die siebte ist mit 28. November datiert. Jedoch bezog sich nur ein einziges Protokoll auf einen Hausverkauf, der allerdings kein Anwesen innerhalb des Stadtgebiets betraf<sup>49</sup>. Es handelt sich um einen Erbrechtshof in Pausing, der lediglich aufgrund der Tatsache, daß eine bestimmte Dienstpflichtigkeit zu einer städtischen Einrichtung bestand, bei der Stadt verbrieft wurde.

Die Auswertung der Briefprotokolljahrgänge 1635 und 1636 läßt dann die Zahl der Immobilientransaktionen auf insgesamt knapp 40 ansteigen. Rund zwei Drittel davon betreffen aber Häuser außerhalb der Stadtmauer, d. h. in den Vorstädten. Schlußfolgerung: Ein erheblicher Teil der Häuser in der Innenstadt muß ohne amtliche Zustimmung und Beglaubigung „schwarz über den Tisch

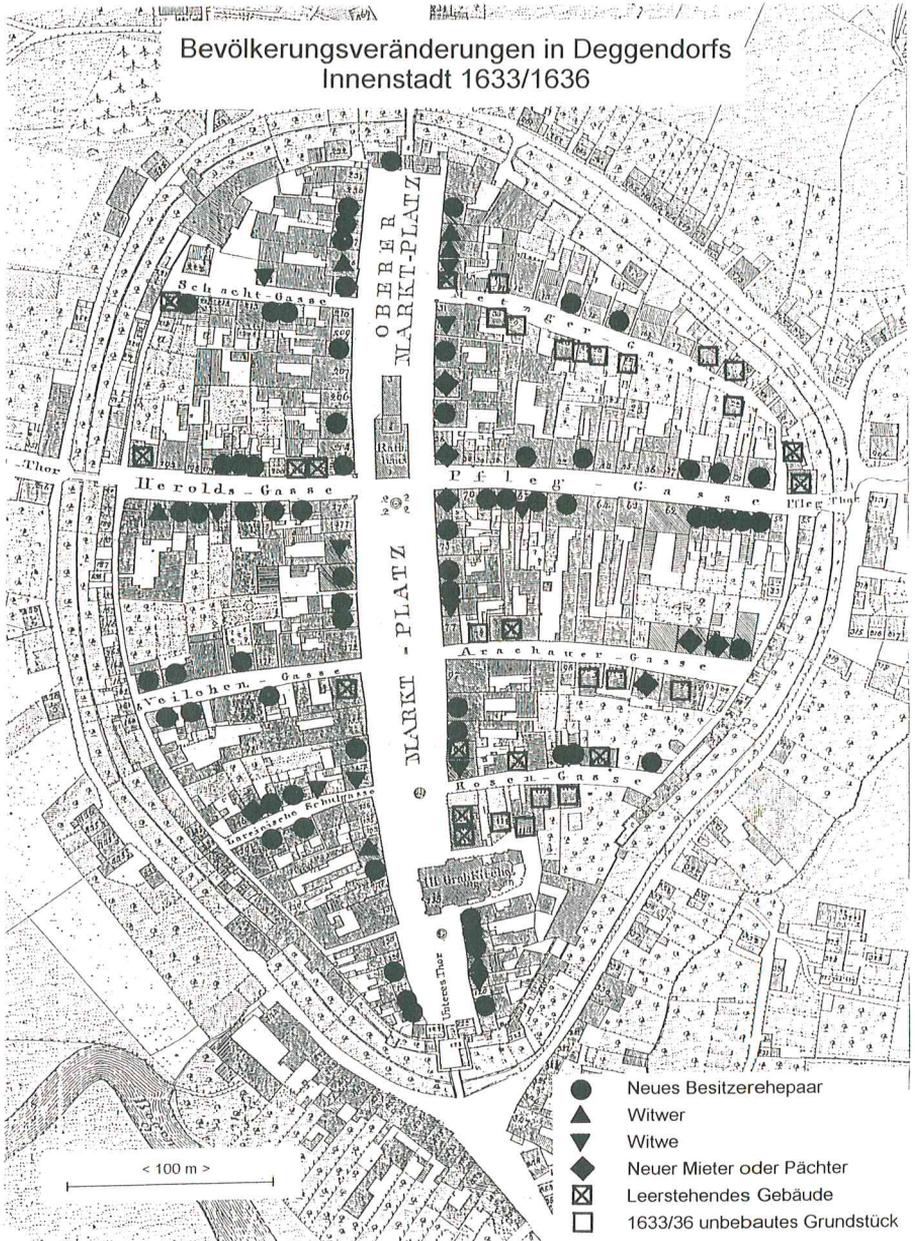


Abb. 9

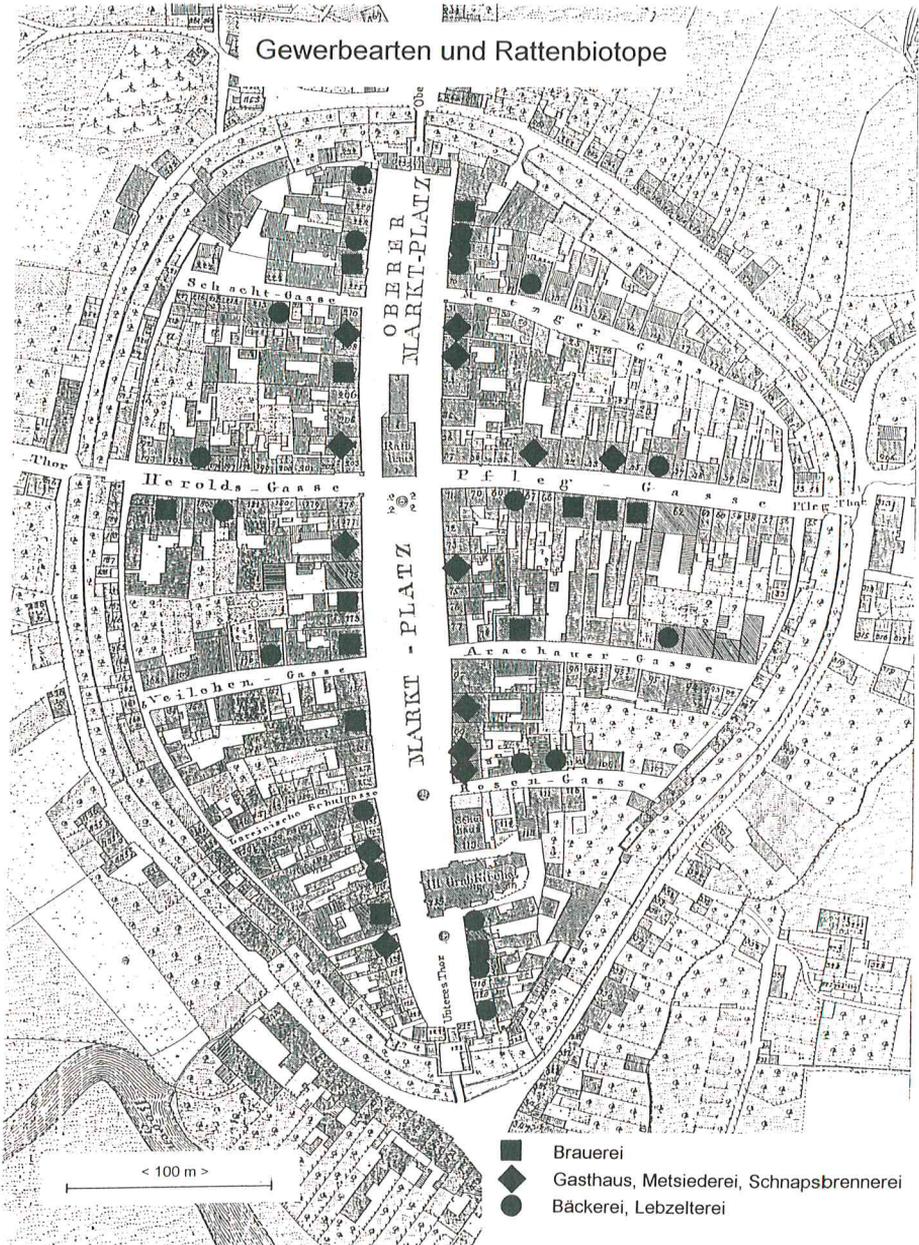


Abb. 10

gegangen sein“. Daß man es seinerzeit mit den sonst strikt eingehaltenen Vorschriften nicht so genau nahm, ist schon daraus zu ersehen, daß z. B. beim Anwesen Pfleggasse 22 (alte Hausnummer 60) aus einem Tuchmacherhaus plötzlich eine Färberei wurde. Das Färberhandwerk gehörte bekanntlich zu den sog. radizierten Gerechtigkeiten, d. h. Gewerbe und Haus waren untrennbar gekoppelt. Vielleicht duldete man dies auch nur deshalb, damit das Haus in der Familie blieb (Tuchmacher *Matthias Jäckhisch* – Färber *Paulluß Jäckhisch*). Einen Gesamtüberblick über die Einwohnerveränderungen zwischen 1633 und 1636 gibt die Karte in Abb. 9.

Legt man nun in dieser Phase der archivalischen Kleinarbeit über diese Karte als zusätzliches Raster eine Karte mit den Gewerbearten Brauerei, Gastwirtschaft und Bäckerei, so gewinnt das Bild ganz erheblich an Schärfe und Aussagekraft (Abb. 10). Einige Beispiele sollen hier stellvertretend für viele andere Fälle stehen.

Der gutsituierte Hausbesitzer und Ratsherr Vincenz Carl (Luitpoldplatz 13) überstand das Schreckensjahr, seine Kinder hingegen wurden offensichtlich durch eine Krankheit hinweggerafft. Der Bierbräu *Leonhardt Duldt* (Bräugasse 3) ist 1636 nicht mehr nachweisbar; seine Witwe überlebte und holte sich den *Marthin Röpaur* als Pächter in ihre Brauerei. Prokurator *Sebastian Gschwendter* und Gattin (Lateinschulgasse 3) sind 1636 ebensowenig mehr belegbar wie der wohlhabende Weinwirt *Jacob Haller* und seine Ehefrau (Luitpoldplatz 17). Dabei galt sein Haus sicherlich als erste Adresse. Immerhin stieg dort 1629 der Regensburger Weihbischof mit Gefolge anlässlich der Weihe von Kloster und Kir-

---

Abb. 9 und 10 (S. 130, 131):

Zwischen den Bevölkerungsveränderungen von 1633 auf 1636 und den Gewerben, die auf den betreffenden Häusern ausgeübt wurden, besteht ein sehr auffälliger Zusammenhang. Eine grobe Aufschlüsselung liefert folgendes Ergebnis (Karte „Bevölkerungsveränderungen in Deggendorfs Innenstadt 1633/36“ und Karte „Gewerbearten und Rattenbiotope“):

Von den 14 Brauereien des Jahres 1633 sind drei Jahre später sechs in neue Hände übergegangen. Zwei der Besitzer sind inzwischen verwitwet. Dies entspricht einem Gesamtanteil hinsichtlich der Änderung der Bewohnerverhältnisse von rund 57 Prozent.

Von den 14 Gasthäusern (einschließlich einer Metschänke und einer Schnapsbrennerei) weisen 1636 sechs Betriebe neue Besitzerehepaare auf. Bei weiteren fünf Gasthäusern ist nur noch ein Ehepartner nachweisbar. Gesamtanteil: knapp 79 Prozent.

Auf 19 Bäckereien (einschließlich einer Lebzelterei) leben 1636 neun neue Besitzerehepaare und fünf verwitwete Eigentümer. Anteil: knapp 74 Prozent.

Weit unter dem Durchschnitt hingegen liegen die entsprechenden Werte bei Spenglern, Schlossern, Glasern, Huf- und Wagenschmieden. Die Schlußfolgerung, daß das Pestreservoir Hausratte vor allem dort sich einnistete, wo reichlich Nahrung und günstige Aufzuchtbedingungen für die Jungtiere vorhanden waren, ist nahezu trivial. Sie ist aber immerhin ein wichtiges Indiz dafür, daß im Sommer 1634 in Deggendorf auch die Pest am Gesamtbild der sog. *infection* beteiligt war.

che der Kapuziner ab. Aber auch diese Nobelherberge wird eben ab November 1633 zu einer völlig demolierten „Bruchbude“ verkommen sein. Nur einige Häuser weiter ereilte den ebenfalls in guten wirtschaftlichen Verhältnissen lebenden Weinwirt *Hieronimo Prandtner* (Rosengasse 1) ein ähnliches Schicksal. Auch er verschwand für immer.

Warum aber ausgerechnet die Familie des Schirmmachers und chronischen „Notnickels“ *Christoph Gräf(l)inger* in einer Mietswohnung am Michael-Fischer-Platz 6 diese fürchterliche Zeit ebenso unbeschadet überstand, wie das alleinstehende „Faßbinder-Mensch“ *Rosina Märerin* in ihrer sicherlich mehr als bescheidenen Behausung in der *Veiglpassn* (Veilchengasse 10), läßt aufhorchen. Auch zahlreiche andere Leute aus der unteren sozialen Schicht, bei denen das ganze Jahr über „Schmalhans Küchenmeister“ war und deren Häuser aufgrund der Besteuerungssummen meist desolate Hütten gewesen sein mußten, überlebten.

Daß sich hingegen die Zeitspuren von Deggendorfer Badern und Wundärzten nach 1634 verloren, ist beinahe selbstverständlich. Zu groß war doch für sie die Gefahr für Leib und Leben durch die Ausübung ihres Berufs. Ob sie an der *laydigen sucht der infection* verstarben oder vor all diesen Greueln schlichtweg Reißaus nahmen, sei dahingestellt. Es waren dies der *Crampader Paulus Pi(c)hler* (Pfleggasse 23), der *Schuelpader Wolf Widman* (Lateinschulgasse 6 und 8) und der *Hörolzpader Geörg Perdolt* (Westliche Zwingergasse 3). Bei diesem scheint sich jedoch der Verdacht zu erhärten, daß er nur vorübergehend die Stätte des Grauens verlassen hatte. Im der Stadtkammerrechnung von 1634/35 wird er bereits wieder genannt. 1639 ist er wieder in der Stadt in seinem alten Badhaus nachweisbar, das er dann später an den aus dem oberbayerischen Polling bei Weilheim stammenden Bader *Marthin Arnoldt* veräußerte. *Arnoldt* wurde nach vorheriger Vertröstung am 3. Dezember 1646 als Bürger und Bader aufgenommen. *Perdolt* machte sich dann auf dem sog. Schulbad in der Lateinschulgasse ansäßig. Um 1634/35 kam *Georg Hagenperger* als neuer Bader in die Stadt<sup>50</sup>.

Von einigen wenigen Deggendorfer Bürgern läßt sich, wiederum auf einem Umweg, mit Sicherheit sagen, daß sie das Jahr 1634 nicht überlebten. Es handelte sich z. B. dabei um Schuldner zur Pfarrkirchenstiftung von Mariä Himmelfahrt. Die entsprechende Kirchenrechnung<sup>51</sup> umgreift den Zeitraum von *Liechtmeßsen Ao 634 bis widerumben auf solche zeit Liechtmeßsen deß hieunden stehen jars* [1635].

Von den insgesamt 15 Schuldnern sind folgende verstorben: Familie *Hannß Riedtmair*, *Messerschmidt* – *Georg Hueber*, *Maller* – Familie *Hanns Spötl*, *Schreiner* (Bräugasse 14]) – Familie *Mathes Maidl*, *Pierpreu* (Pfleggasse 12) – *Anndre Eckher*, *Schuechmacher* – Familie *Oswaldt Scheibel* (Oberer Stadtplatz 5). Laut Steuerbuch des Jahres 1633 waren zumindest die Familien *Hanns Spötl*<sup>52</sup>, *Mathes Maidl*<sup>53</sup> und *Oswaldt Scheibel*<sup>54</sup> noch am Leben. Ein etwas gün-

stigeres Bild ergeben die Spitalrechnungen bezüglich des gleichen Aspekts. Von insgesamt 31 Schuldnern überlebten nur sieben das Jahr 1634 nicht<sup>55</sup>.

Einige weitere Namen von an der *infection* Verstorbenen erfährt man dann noch aus dem Schreiben vom 26. August der Stadt an den Pfleger (s. o.). Es waren dies der *Pankhover peckh sambt einem sohn bei 17 jarn, vom Prellinger mezzger ain techterl bei 18 jaren, ain ledigs mensch* aus dem Haus des ebenfalls verstorbenen *Hannsen Spöttl, schreiner, der Wischlburger pöckh* und *Paullus Scheibel, ledigs standts bei 23 jarn*, verstorben bei seinem Burger *Joseph Scheibel*. Diese sechs Infektionstoten waren mit ziemlicher Sicherheit die letzten Opfer, die im Sommer 1634 zu beklagen waren.

Ein Statistiker würde in seiner, hier ausgesprochen makaber wirkenden Fachsprache bemängeln, daß dieses Zahlenmaterial viel zu klein sei, um auch nur irgendwelche Aussagen machen zu können. Für den Biologen hingegen sind diese wenigen Angaben dennoch von großer Bedeutung und Aussagekraft. Einige der Toten stammten aus Bäckereien oder, wie *Paullus Scheibel*, aus Gastronomiebetrieben. Das *Prellinger*-Töchterl kam aus einem Metzgerhaus, in dem Fleischabfälle, Häute, Knochen, Fett usw. gelagert wurde bzw. einfach herumlagen. Alles „herrliche“ Rattenbiotope. Und in einer Schreinerei fanden die jungen Nager eine trockene und bequeme Kinderstube vor, in der es auch für die Alttiere genügend zu fressen gab. Kochten doch die Schreiner den Tischlerleim aus den Knochen der Schlachttiere. Außerdem grenzte z. B. der Schreiner *Hans Spöttl* an zwei Brauereien und der Goldschmied *Albrecht* hatte einen Bäcker zum Nachbarn.

Bei den in den Spitalrechnungen aufgeführten Verstorbenen boten die Häuser ebenfalls, bis auf den Messerschmied, geradezu ideale Lebensbedingungen für die Hausratten. Wenn in nahezu allen genannten Fällen Rattenhabitate sich förmlich aufdrängen, läßt sich auch ohne Statistik der Trend eindeutig erkennen. Und der zielt unmißverständlich in Richtung Pest.

## 17. Winter 1633/34, Frühjahr 1634

In den vorherigen Kapiteln wurde eine möglichst umfassende, viele Facetten beleuchtende Zusammenstellung der historische Ereignisse und biologisch-medizinischen Probleme in Deggendorf zwischen Ende November 1633 und Ende August 1634 versucht. Daß man bei der abschließenden Beurteilung mit der Gleichung „Krieg Anno 1633/34 in Deggendorf = Pestzeit in Deggendorf“ nicht zu Rande kommt, dürfte schon jetzt hinreichend klar sein.

Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit haben in zwei Etappen mehrere hochkontagiöse Infektionskrankheiten die Bevölkerung der Stadt Deggendorf dezimiert. Damit ist aber noch keine Aussage über die Art dieser epidemisch aufgetretenen Krankheiten gemacht, auch wenn sich zu diesem Zeitpunkt

bereits deutliche Tendenzen herauschälen. Diese gilt es nun, aus dem Dunkel der Vergangenheit anhand der quellenmäßig belegbaren Daten und Informationen soweit als möglich zu untermauern. Eine Zusammenschau soll zur Schlußfolgerung führen.

Zunächst sind jene Truppenverbände, die am 24. November 1633 die Stadt Deggendorf eroberten und anschließend besetzten, ins Auge zu fassen. Es handelte sich um neun Kompanien. Am 25. und 26. November folgte ihnen das gesamte Herr von Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. Der Herzog selbst verließ mit dem größten Teil seiner Streitmacht Deggendorf bereits am 29. November wieder in Richtung Aholming. Zwölf Kompanien wurden unter der Führung des aus Moskau stammenden Rittmeisters *Johann Romanawize* und Oberstleutnant *Mengl* als Besatzungstruppe in Deggendorf zurückgelassen. Als am 1. Dezember in der Nähe von Deggendorf zwei Kompanien sog. Kroaten erschienen, zog auch diese Truppe, offenbar ziemlich überstürzt, aus Deggendorf ab. Zurück blieb eine kleine Wacheinheit, die aber dann ebenfalls bald aus der Stadt verschwand.

Trotz der zugesicherten Schonung der Zivilbevölkerung wütete die feindliche Soldateska mehrere Tage ungehindert in der Stadt. Sämtliche Lebensmittelvorräte wurden, soweit man ihrer habhaft werden konnte, „weggefressen“. Was nicht mitgenommen werden konnte, wurde zerstört. Die Zwangseinquartierung brachte zahlreiche Soldaten in vermutlich alle Gebäude der Stadt, zumindest der Innenstadt. Durch die Kavallerie wurden auch die Futtermittelvorräte aufgebraucht.

Während des Kriegseinsatzes war (nicht nur damals) für die Soldaten das Wort „Hygiene“ ein Fremdwort. Wochenlang steckten sie, bis auf die Haut verschmutzt, in ihren Monturen. Ob sich die rauen Kriegsknechte darin wohl fühlten, ist eine andere Sache. Wohl fühlte sich aber in diesem Milieu aus altem Schweiß, Staub, Dreck und Blut das Heer der Kopf-, Kleider- und Filzläuse. Auch Grimmelshausen beschrieb wiederholt sehr drastisch diese alte Soldatenplage. Die Kälte des beginnenden Winters bewahrte diese sechsbeinigen Plagegeister auch in Kampfpausen vor dem nassen, für sie unerträglichen Schicksal einer Kleider- und Körperreinigung. Die Unterwäsche zu wechseln war nicht möglich, da es diese damals für das gemeine Volk im allgemeinen und für Männer im besonderen noch nicht gab.

Dafür rückten aber die Träger der verlausten Uniformen während der kalten Jahreszeit in den von ihnen selbst ruinierten Quartieren ohne Fenster, Türen und Öfen auf dem Nachtlager möglichst nahe zusammen. Sarkastisch könnte man hierzu bemerken: Eine herrliche Zeit für Läuse aller Art. Diese sechsbeinigen Plagegeister waren über Jahrhunderte hinweg die Überträger des Fleckfiebererregers *Rickettsia prowazeki*. Fleckfieber war das ewige Kreuz aller Zusammenballungen von Menschen, vor allem in den gemäßigten und kalten Klimazonen unserer Erde. Subtropische und tropische Regionen kann man hier weit-

gehend ausklammern. Wo man leichtbekleidet oder gar nackt herumläuft, haben Läuse keine Chance. Außer die Kopfläuse. Aber die kommen wiederum als Fleckfieberüberträger kaum in Frage.

Fleckfieber hat eine Inkubationszeit von mindestens zehn bis maximal 14 Tagen. Dann stellen sich die ersten Symptome ein: Rasch ansteigendes Fieber in Verbindung mit Schüttelfrostanfällen, starke Kopf- und Gliederschmerzen, Bronchitis, Herzmuskelentzündung, Kreislaufschwäche, aufgedunsenes Gesicht, Bindehautentzündung. Einige Tage später folgen dann die typischen Veränderungen der Haut in Form geröteter, unscharf begrenzter und leicht erhabener Flecken von zwei bis vier Millimeter Durchmesser, sog. Exantheme. Zunächst am Rumpf, dann auch an Armen und Beinen. Schließlich treten auch Schäden am Zentralnervensystem auf, die zu Bewußtseinsstörungen, deliriumartigen Erregungszuständen und Lähmungserscheinungen führen. Schließlich kann der Patient ins Koma verfallen und zuletzt an Kreislaufversagen sterben.

Bei günstigem Verlauf klingt die Krankheit nach etwa zwei Wochen ab. Die Überlebenschance ist relativ gut, jedenfalls erheblich größer als bei der Beulenpest. Bei jenen Menschen, die das Fleckfieber überstanden haben, stellt sich in der Regel eine allgemeine Immunität ein, die auch gegen andere Krankheitserreger wirksam ist. Dieser Umstand mag dazu geführt haben, daß Genesene nicht selten in einen recht sorglosen, ja sogar hemmungslosen Lebenswandel verfielen, nach dem Grundsatz „Mir kann ja nichts mehr passieren!“ Bereits Thukydides, der die Krankheit am eigenen Leib erfahren mußte, beklagte schon in der Antike ihre negativen Auswirkungen auf sittlichem wie religiösem Gebiet<sup>56</sup>.

Kehren wir wieder zu den Ereignissen im Winter 1633/34 in Deggendorf zurück. Daß zwischen Militär und Zivilbevölkerung Kontakte im wörtlichen Sinn seinerzeit nicht besonders intensiv waren, darf man mit Recht annehmen. Auch wenn die Häuser mit Soldaten vollgepfropft waren. Ähnlich wie Anno 1742/43 wird sich die Bevölkerung in die eisigen Dachböden zurückgezogen haben. So wird wohl einige Zeit vergangen sein, es mögen sicherlich mehrere Wochen gewesen sein, ehe die hungernden und gepeinigten Menschen auf irgendeine Weise mit den infizierten „Militärläusen“ in Berührung kamen.

Ziemlich genau vier Monate nach der Eroberung Deggendorfs erfährt man zum erstenmal etwas über eine große Sterblichkeit und eine hohe Krankenziffer unter der Bevölkerung: . . . *sintmallen gueten thails der burgerschaft verstorben, wol halber thail krankh ligt*<sup>57</sup>. Winter- bzw. Frühlingszeit – Fleckfieberzeit! Parallelen zu den Wintern 1703/04 und 1742/43, über die wir aufgrund der Sterbematrikel umfassend informiert sind, drängen sich auf. Demnach ist die Wahrscheinlichkeit für eine sich allmählich in der Zivilbevölkerung ausbreitende Fleckfieberepidemie im Spätwinter 1634 bzw. Frühjahr 1634 sehr groß. Offen bleiben muß allerdings eine Bewertung dessen, was man damals unter *gueten thails der burgerschaft* zahlenmäßig verstand. Mit einigem Risiko kann man davon ausgehen, daß es weniger als ein Viertel der Bevölkerung Deggendorfs war.

In etwa die gleiche Richtung zielt der Brief von Hans Georg von Asch vom 18. April 1634 an den bayerischen Kurfürsten<sup>58</sup>. Summarisch für die Stadt und sein Pflug- und Landgericht bezifferte der Pflieger den Anteil an erkrankten und verstorbenen Personen an der Bevölkerung mit rund 25 %.

Knapp zwei Wochen nach dem ersten Hinweis wurde man schon konkreter: *. . . so jst durch deß feindts langwierige betrangnus die arme burgerschafft durch schreckhen, hunger und khumer laider dahin geradten, daß wol der dritte thaill darauß verstorben und von den lebendigen noch woll der halbe thaill kbranckh zu pöth ligt*<sup>59</sup>. Auch Anno 1742/43 zog sich die Epidemie bis in den Frühling hinein. Auch damals erreichte die Epidemie mit 185 Toten in der Pfarrei Mariä Himmelfahrt ihren Höhepunkt erst Ende Februar, Anfang März. *Aber schon im April [1743] flaute die Seuche ganz plötzlich ab. Von nun an war bis in den August hinein nur noch ein Toter pro Tag zu beklagen*<sup>60</sup>. Eine mögliche geringfügige zeitliche Verschiebung in Richtung April Anno 1634 darf nicht stören. An der Überlegung, daß die erste Sterbewelle durch eine sehr massive Fleckfieberepidemie bedingt war, gibt es wohl keinen Zweifel mehr.

## 18. Der Sommer 1634

Im Sommer 1634 setzte erneut eine Sterbewelle ein. Aber diese Jahreszeit bringt schon klimatisch ganz andere Bedingungen mit sich, als daß man eine Fortsetzung bzw. an ein Wiederaufflackern der Fleckfieberepidemie glauben könnte. Erinnern wir uns doch an eine bestimmte Passage des Schreibens vom 10. Juni 1634, das Kammerer und Rat der Stadt an den Kurfürsten richteten: *. . . wie dann von solcher unsauberkeit wegen, thaills auch woll auß hunger und kummer der dritte thaill burger verstorben und jr noch vill kbranck ligen und täglich sterben thuen*<sup>61</sup>. Auf den ersten Blick scheint diese Feststellung recht störend zu sein. Zwischen 10. April und 10. Juni hätte sich die Zahl der (an der *Infektion*) verstorbenen Personen demnach nicht erhöht. In beiden Schreiben ist vom *dritten thaill* die Rede. Die naheliegende Schlußfolgerung daraus kann nur sein, daß die erste Epidemie weitgehend überstanden war und eine zweite Welle die Stadt noch nicht erfaßt hatte. Das Wörtchen *noch* stört zwar ebenfalls etwas, aber die Situation läßt sich medizinisch schon vertreten. Der Höhepunkte der Fleckfieberepidemie dürfte im März gewesen sein. Neuerkrankungen konnten aber immer noch auftreten. Rechnet man Inkubationszeit, Krankheitsdauer und Rekonvaleszenzzeit zusammen, kommt man ohne weiteres auf sechs bis acht Wochen. Dabei ist nicht auszuschließen, daß sich durch den schlechten Ernährungszustand der Menschen die Genesungsdauer erheblich verlängerte. Und damit ist man bereits Ende Mai, Anfang Juni angelangt. Viel wichtiger ist die Feststellung, daß *vill . . . täglich sterben thuen*. Von akuten Todesfällen steht bekanntlich im Brief vom 10. April kein Wort.

Eine erheblichen Schritt weiter bringt uns beim Versuch einer halbwegs schlüs-

sigen Beurteilung folgende Eintragung in der Stadtkammerrechnung 1634/35 beim Titel *Einnamb an steuern unnd contribution gelt*<sup>62</sup>: *In diesen negstverschienen zwayen jahren, hat wegen / des feindts und anderem kriegsvolckh, / auch eingerissner jnffections kbrankheiten, kheine / steüern nit mögen eingepbracht, noch geraicht werden / khinnen, ist alda die einnamb – Nihil [nichts].*

Der Plural „*eingerissner jnffections kbrankheiten*“ läßt aufhorchen. An einen Flüchtigkeitsfehler bei der Textabfassung mag man nicht so recht glauben. Kammerer, Rat und Stadtschreiber haben möglicherweise erkannt, daß 1633/34 mehrere tödliche Infektionskrankheiten in der Stadt wüteten. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß die Stadtkammerrechnung für die beiden Jahre 1634 und 1635 wohl erst gegen Ende der Abrechnungsperiode geschrieben wurde. Kleinere Datierungsunsicherheiten und Erinnerungslücken sollte man den genannten Herren schon zubilligen.

Eine andere Eintragung in der Stadtkammerrechnung 1634/35 liefert eine weitere wichtige Information<sup>63</sup>: *Erstlichen hat der Pflasterzohl von Jacobi Ao etc. / 633 bis Liechtmessen Ao etc. 634 unnd von dannen / widerumben auf Jacobi Ao etc. 634 (. jn erwegung / in solcher zeit der feindt sich in die 18 wochen= / lanng albie aufgehalden, auch waß sich in der / pixen befundten, alles weckhgenommen, volgets / hernach der Obriste Sneder mit seinem hof= / stab, jtem herr Hauptman Stroppler mit / villerlay kriegsvolckh albie aufgehalden, / und nach jrem weckhzug die jnfpection ainge= / rissen und ain lange zeit grassiert, auch / jnterim die statt pandisiert gewest .) ertragen – Nihil.*

Hier hat man es ganz offensichtlich mit einer der oben eingeräumten Erinnerungslücken zu tun, denn Hauptmann Stroppler war nämlich noch um Mitte Juli 1634 in Deggendorf, zu einem Zeitpunkt also, zu dem eine erneute Sterbewelle über die Stadt schon längst hereingebrochen war. Offenbar war man seinerzeit schon zu sehr auf die tödliche Kombination Kriegsvolk–Infektion geprägt, als daß man die Situation noch nüchtern zu analysieren vermochte.

Mitte Juli war Deggendorf ziemlich unvermittelt zur Flüchtlingsstadt geworden. Der folgende Absatz wird aus Kapitel 13 hierher unverändert übernommen: „Die Lage spitzte sich zu, weil *von dem gey* [Gäuboden] *unnd anddern umbligendten landts underthonen, mit weib und kbindt, vill hundert persohnen auß forcht der straffenden reiter, zu sambt waß oberhalb Straubing und sonnstens vom oberlandt Bayrn herab khombt.* Sie kamen *maisstens aus hunger und kummer, alle abgemathet, erkbranckht.* Von ihnen sterben *täglich zu 8 und 10.* Obwohl die hier liegenden Verwundeten *sonsten khaine anglebige* [ansteckende] *kbranckheit an sich haben, ist doch leichtlich zeschliessen, wan sovil obereinander in so engen zimer* [Zimmern] *ligen, wie bei einem solchen geschmach* [Gestank] *und disen wahrmen zeiten ain jnfpection darauß ervolgen khann*“.

Scharen ausgehungelter und erkrankter Flüchtlinge überfluteten Deggendorf.

Wenn man auch die vielen Hunderte von Personen nicht allzu wörtlich nehmen darf, so wären doch schon 200 bis 400 Menschen in total verwehrlostem Zustand für die ausgelaugte Stadt eine unzumutbare Belastung gewesen. So sollte man diese Schilderung verstehen und so war sie auch sicherlich gemeint. Not und Bedrängnis lassen bekanntlich jedes Problem als riesenhafte Bedrohung erscheinen.

Nach dieser Darstellung mag man mit der Deutung kaum fehlgehen, daß in erster Linie die Flüchtlinge verschiedene Krankheiten nach Deggendorf hereinschleppten. Der entsprechende Satz aus dem gleichen Kapitel, wiederum unverändert eingefügt, belegt es: „Ebenso eindringlich stellte man das Problem mit den *erkbranckhten armen landtsunderthonen*, die in die Stadt geflohen seien und *mit allerlay zufallenden und anklebigen kbranckheiten* behaftet wären. Man befürchtete mit Recht, daß sie *die übrige verhandtne claine burgerschafft ( . darauß woll der halbe thaill verstorben . ) noch merers ansteckhen und zu gannzen nidergannng bringen mechten.*“

Verseuchtes Trinkwasser in den Dörfern des flachen Landes mag bei den Flüchtlingen zu Erkrankungen wie Cholera, Typhus und Ruhr geführt haben. Deggendorf hatte im Sommer 1634 ganz offensichtlich gegen einen tödlichen „Cocktail“ aus verschiedenen hochinfektiösen Krankheiten anzukämpfen. Viele haben diesen Kampf verloren. Es half z. B. jenen, die im Spätwinter und Frühjahr 1634 das Fleckfieber überstanden hatten, ihre dadurch erworbene Immunität gegen verschiedene andere Infektionskrankheiten gar nichts mehr. Die miserable körperliche Verfassung, geschwächt durch den überstandenen Flecktyphus, den Hunger und die Kälte ließ diese Widerstandskraft erst gar nicht wirksam werden. Auch die schlechte seelische Verfassung spielte mit Sicherheit hier herein. Wir kennen diese Phänomene z. B. aus der Allergieforschung. So hat es manchen, der die erste Epidemiewelle einigermaßen überstanden hatte, bei der zweiten dann doch noch „erwischt“.

Viele verwundete und erkrankte Soldaten waren entgegen der Zustimmung der Stadt hieher verlegt und wie Tiere in menschenunwürdigen Quartieren zusammengepfercht worden. Wenn auch einmal in einem Amtsschreiben behauptet wurde, daß die kranken Soldaten keine ansteckenden Krankheiten an sich gehabt hätten – was haben sie dann mitgebracht? Sarkastisch möchte man dazu bemerken, daß sie wohl kaum wegen eines harmlosen Hustens oder Schnupfens in ein Lazarett gesteckt wurden. Man berichtete doch ausdrücklich von überfüllten Quartieren, den *wahrmen zeiten* und der *hyze*. Die Ratten, die sonst in den gefüllten Speichern hausten, fanden dort nichts mehr zum Nagen und Beißen. Sie verloren ihre Scheu vor den Menschen, denn der Hunger trieb sie auf der Suche nach etwas Freßbarem in die Stuben, Kammern und Küchen. Genau das waren dann die besten Bedingungen für den Ausbruch der echten Pest bei den Menschen.

Die Pest muß in Deggendorf präsent gewesen sein. Ein Blick auf die Karte „Gewerbearten und Rattenbiotope“ soll hier weiterhelfen (Abb. 10). Bei Bäckereien, Wirtshäusern und Brauereien lagen die Besitzerwechsel von 1633 auf 1636 weit über dem Durchschnitt der anderen Anwesen. Besonders dramatisch stellt sich die Situation bei den Bäckern dar. Von 18 Bäckereien des Jahres 1633 waren 1636 nur noch vier in derselben Hand. Auf 13 lebten neue Besitzer, zwei Bäckereien waren überhaupt verwaist. Ob Tod oder Flucht hierfür die Ursachen waren, ist von untergeordneter Bedeutung. Nur von einigen wenigen Bürgern kennen wir den Beruf und auch die Tatsache, daß sie verstorben sind (s. o.).

Zynisch könnte man hierzu bemerken, daß nun endlich, wie schon immer behauptet, der „Schwarze Tod“ in Deggendorf seinen Einzug gehalten hatte. „Schwarz“ waren aber nicht die angeschwollenen, sich allmählich mit gelbgrüner Eitermasse füllenden Lymphknoten, eben die Pestbeulen, sondern die Ohren, Augenhöhlen, Finger- und Zehenspitzen und die Nase. Die Ursache für diese dramatischen Veränderungen waren Blutgerinnungsvorgänge in den Blutkapillaren der Haut. Die feinen Adern verstopften, das Gewebe wurde nicht mehr ausreichend mit Sauerstoff versorgt und begann abzusterben. Es wurde „brandig“, d. h. der Wundbrand setzte ein. Daher der Name „Schwarzer Tod“.

## 19. Die Pest in Deggendorf

Nach all den vielen Umwegen und Notlösungen hat sich nunmehr doch noch die Überlegung durchgesetzt, daß es die Pest war, die im Sommer Anno 1634 Deggendorf in Angst und Panik versetzte. Um ein geradezu haarsträubendes Paradoxon kommt man allerdings dabei nicht herum. Wie war es denn möglich, daß massenweise Flüchtlinge aus dem Umland, ja sogar aus dem bayerischen Oberland, in die Stadt strömten, wo doch viele Bürger ihrem Heimatort fluchtartig den Rücken kehrten. Und dies sicherlich mit gutem Grund. Eine plausible Erklärung für dieses geradezu selbstmörderische Verhalten der Landbevölkerung muß man schuldig bleiben. Dabei waren die Todesfälle, relativ gesehen, auf dem flachen Land bei weitem nicht so zahlreich wie in der Stadt Deggendorf. Pfleger *Hans Georg von Asch* hatte hier tatsächlich nicht untertrieben. Auch hier stützen z. B. die Spitalsunterlagen diese Angabe.

Deggendorf war außerdem für 20 Wochen *pandisiert*, d. h. gesperrt, gebannt, geächtet. Daß selbst der kurfürstlichen Durchlaucht Administration es mit dieser *Pandisirung* nicht sehr genau nahm, ersieht man aus den vielen verwundeten und kranken Soldaten, die man im Sommer 1634 hierher verlegte. Oder huldigten die hohen Herrn etwa dem verwerflichen „Florians-Prinzip“: *Die von Deggendorf* sollten doch zusehen, wie sie damit zurecht kämen; Hauptsache, wir sind diese verseuchten Krüppel los! Eine tüchtige Portion bürokratischer Taubheit darf man schon angesichts der zahlreichen unbeachteten Bittschreiben, es

waren eigentlich schon regelrechte Bettelbriefe, von Kammerer und Rat, sowie sogar des sonst recht unterwürfigen Pflegers, *denn* in Burghausen bzw. Braunau schon unterstellen.

Den Begriff *Pandisirung* könnte man damals aber auch so verstanden haben, daß es nur um die Sperrung von infizierten Gebäuden ging. Die folgende Eintragung in der Stadtkammerrechnung 1634/35 weist in diese Richtung (Abb. 11)<sup>64</sup>: *Einnamb an Straff und Wändl – Erstlichen Christoph Faydt, pöckh ist umb willen, / daß er zu jnfektions zeiten, wider auß= / druckbliches verpoth sich der jnficierten orth / nit enthalten, noch sich in seinem hauß wellen / veraresstieren lassen, umb solch seines frävel / er gestrafft worden, p: 20 f:*

6.

**E**innamb an Straff und Wändl

U<sup>o</sup>phifig<sup>e</sup> Einwopff Faydt<sup>e</sup> pöckh ist umb willen, / daß er zu jnfektions zeiten, wider auß= / druckbliches verpoth sich der jnficierten orth / nit enthalten, noch sich in seinem hauß wellen / veraresstieren lassen, umb solch seines frävel / er gestrafft worden, p: 20 f.

20. 20

Abb. 11:

Kurzprotokoll über eine Strafe in Höhe von 20 Gulden, die gegen den Bäckermeister *Christoph Faydt* verhängt wurde.

Bäckermeister *Christoph Faydt (Vaith)* war wohl nicht gewillt, eine dringende und durchaus vernünftige Maßnahme zum Schutz der Bevölkerung, die auf einer Regierungsanordnung basierte, zu befolgen. Er war eben ein typischer *Vaith*. Immerhin ein Onkel jenes „Perücken-*Vaiths*“, der seine Gäste mit einer

schnapsgetränkten, brennenden Perücke auf dem Kopf, aber nicht seinem eigenen, „unterhielt“<sup>65</sup>: Loses Mundwerk, eine lockere Hand und einige andere Untugenden mehr charakterisierten so manchen *Vaith*. Immerhin muß dem Bäckermeister zugute gehalten werden, daß ihn die totale Ausplünderung seines Hauses angeblich „im Kopf nicht ganz richtig werden ließ“. Lange 17 Wochen hindurch mußte man ihn in Fesseln legen, ehe ein Wallfahrtsgelöbnis eine Besserung seines zerrütteten Geisteszustandes herbeigeführt haben soll<sup>66</sup>.

Der Verfasser will aber nicht so recht an eine Wunderheilung glauben, denn der widerborstige und rabiate *Brezlbäcker* soll ausgerechnet 17 Wochen lang angeblich psychisch krank gewesen sein, d. h. genauso lang, wie die feindliche Besetzung dauerte. Den Verlust seines ganzen Hab und Guts mußte er ja gleich in den ersten zehn Tagen der Plünderung erleiden. Das Schlitzohr hatte vermutlich nur den Verrückten gespielt, und das noch dazu offenbar recht erfolgreich. Plötzlich war er wieder gesund. Er „ergattete“ auf recht dubiose Weise eine neue Bäckerei und ließ seine alte leer stehen. Außerdem „erwarb“ er auch noch ein Tagwerk Wiese am Fuße des Kohlbergs. Für einen ehemals Verrückten, der angeblich einmal selbst- und gemeingefährlich war, eine sehr respektable Leistung. Den Inhalt einer Karteikarte der umfangreichen Ziererschen Sammlung im Stadtarchiv Deggendorf wird man wohl oder übel so zu deuten haben. Es ist auch schon sehr verwunderlich, daß der Bäcker erst 1638 diese wundertätige Wallfahrt zugab. Er spielte vermutlich nur den Verrückten, um in dieser Maske auch in einer Schreckenszeit ein „echter Vaith“ sein zu können. Zugegeben, dies ist eine schwerwiegende Unterstellung. Aber mehrere Indizien sprechen viel eher für eine solche Annahme als dagegen.

Im übrigen paßte sein Eheweib zu ihm. Auch sie war unbelehrbar und zudem noch reichlich rabiat. Am 6. November 1634 wurden beide vom Rat der Stadt wegen verschiedener schwerer Delikte vor Gericht gebracht und abgeurteilt<sup>67</sup>: *Christoph Faidts burger und weißpöckhens / haußfrau ist auf der raiß nach Passau / jnficiert haimer khomen und allß man sy / und jme, Faidten, auch jr gesindt, crafft bevelchs / im hauß arresstiert, haben sy nichts darüber / geben, die staddienner mit maulstraichen / tractiert, in der statt nach jrem gefallen / hin und wider gegangen, den prechenpader zu / sich zu gast geladen, derentwillen jme die / burgerrecht aufgehebt und an jezt auf sein / beschechen undertheniges anhalten, solcher gestalt / wider verwilliget, daß er zuvor für die ver= / worchte straff auß g: [Gnade] .6. lb rd erlegen / solle, oder .17. f. 8.x. 4.b.*

So berechtigt diese strenge und vor allem teure Aburteilung für die beiden „schlagfertigen“ Bäckerleute auch gewesen sein mag – auf die damalige Deggendorfer Kommunalverwaltung wirft sie kein gutes Licht. Der Betrag von über 17 Gulden scheint nämlich in der Stadtkammerrechnung 1634/35 nicht auf. Da hatte sich doch irgendein Gauner dieses Geld klammheimlich unter den sprichwörtlichen Nagel gerissen.

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß *Christoph Faidt* das Bäcker-

handwerk zunächst in der Rosengasse ausübte (Nr. 5; alte Hausnummer: 102)<sup>68</sup>. Später „erwarb“ er die Bäckerei schräg gegenüber der Grabkirche (Michael-Fischer-Platz 2; alte Hausnummer 132 – heute Bäckerei Brebeck), die er anfangs verpachtet, d. h. verpachtet hatte, einige Zeit dannach aber dann selbst in diesem Haus wohnte und arbeitete<sup>69</sup>. Sein altes Haus hingegen ließ er leerstehen<sup>70</sup>. Erst 1639 fand er dafür einen Käufer. Die stattliche Bäckerei am damaligen unteren Stadtplatz gehörte vorher dem Bäcker „im Ruhestand“ *Wolf Rhott*. Bei ihm wohnte und arbeitete als *Jnmann* der Bäcker *Matthes Wischlbürger*<sup>71</sup>. Ihm sind wir bereits einmal als Schuldner zur Verwaltung des Katharinenspitals begegnet. Er, und vermutlich auch sein Hausherr, waren 1634 Opfer der *Jnfection* geworden. Die *Vaithischen* hingegen haben überlebt.

Der deutlichste Hinweis auf die echte Pest ist jedoch der Eid jener Personen, die zur Säuberung der infizierten Gebäude abgeordnet wurden<sup>72</sup>: *Aidt auf die persohnen, welche zu der / jnfections seiberung verorndt worden, etc. / WÜR schwören zu Gott ainen Aüdt, daß wÜR / alß vor ainem ersamen rath zu der jn= / fections seüberung verorndte persohnen / alle heüßer und zimer, welche bisßero noch / nit puzt worden und unß durch unßer g: / herrn bevolchen worden, nach jnhalt unnd / außweisung der jn sonderhait unß zuegestelten / jnstruction, nach unßerem bößten verstandt / und vermögen auß seübern und puzen, auch / khainen, wer der auch seye, nichts verunthreuen, / sondern ainem jeden daß seinige verbleiben / lassen, alß wahr uns Gott helffe* (Abb. 12).

Weder für die Fleckfieberepidemie von 1703/04 noch für die von 1742/43 läßt sich eine vergleichbare Maßnahme nachweisen. Säuberungsaktionen trifft man in Verbindung mit der echten Pest an. Sie muß in den Köpfen der Menschen eine so furchtbare Angst ausgelöst und hinterlassen haben, daß die Bevölkerung mit allen Mitteln, tauglichen und untauglichen, gegen diese Seuche ankämpfte. Worin diese Säuberung bestand, wird nicht berichtet. Möglicherweise reinigte man die verseuchten Räume mit reichlich heißer Lauge aus ausgekochter Buchenholzasche. Ohne es zu wissen, hätte dann das amtlich bestimmte „Reinigungspersonal“ zumindest den Flohlarven in den Ritzen und Fugen der Bretterböden den Garaus gemacht. Und das wäre ja immerhin schon ein wirksamer Teilerfolg im Kampf gegen die Pest gewesen. Denn wo es keine Flohlarven gibt, gibt es auch keine Flöhe. Keine Flöhe, keine Überträger. Empirische Methoden haben eben auch ihre Berechtigung.

Für die Erkrankten, Verstorbenen und deren Häuser war von der Stadt eine offensichtlich recht gut funktionierende Infrastruktur aufgebaut worden. Sie umfaßte neben Krankenwärtern, Totenträgern und einem eigenen Totengräber auch noch zwei Männer, die für die Kranken lebensnotwendige Besorgungen erledigten<sup>73</sup>: *Dann Wolffen Planckhen und Hansen Schreiner, / welche den khranckhen persohnen zuetragen, / zu einkhauffung allerlai victuallien / bezalt .3. f.* (Abb. 13).

Nicht auf die Besöhner, welche die dero  
 Infections Säuberung vorwandt sondern,

Mein Befehl zu Gott allein, daß kein  
 als ob wir einem Kaufmann, die dero In-  
 fections Säuberung, vorwandt, das ist, wir  
 alle Häuser und Zimmer, welche besetzt sind  
 mit Pflanz, und andern, und alle Häuser, die  
 haben, besetzt, und alle Häuser, die  
 aufstehen, die Häuser, die besetzt sind  
 und andern, aufstehen, und Pflanz, auf-  
 stehen, und die aufstehen, und andern,  
 sondern, wir, daß wir, von allen  
 Häuser, als ob wir, die dero

Abb. 12:

Eidesformel derjenigen Personen, die die Stadt zur Säuberung der verseuchten Gebäude bestimmt hatte. Besonderen Wert legte man dabei auf die Gefahr einer Veruntreuung von Besitzgegenständen, die sich noch in den leerstehenden Häusern befanden.

Am 5. September (1634) wurden dem Amtskammerer *Mathiasen Pichler* 40 Gulden ausgehändigt, die er während der Infektionszeit als Lohn an *prechenpader, wartter, trager und todtengraber* auszahlte<sup>74</sup>. An anderer Stelle sind noch zwei weitere Rechnungsbelege festgehalten: *Maister Georg Pertholt, pader, von des Hofmans / hausfrauen unnd zwai khindern bschaugelt, / .1. f 30 k. und für .3. f. medicamenda / thuet .7. 30. k. hierausß jme erkhendt, / .6. f: – Den tottenträgern unnd verordnten zu der / ausseiberung der heiser, laudt der jn- / struction unnd jrer zettl [Rechnungsbelege] jr depudat, / .4. f: .22. kr: .2. d:*

Es muß wohl ein Geheimnis der damaligen Stadtväter bleiben, warum diese beiden Ausgaben Anno 1636 über das Stadtbauamt abgerechnet wurden. Leichenbeschau und Medikament sind doch als ausgesprochen ressortfremd zu bezeichnen.

Die amtlich angeordnete Reinigung der betroffenen Gebäude stellt aber auch noch aus einer anderen Perspektive eine sehr bemerkenswerte Neuerung dar.

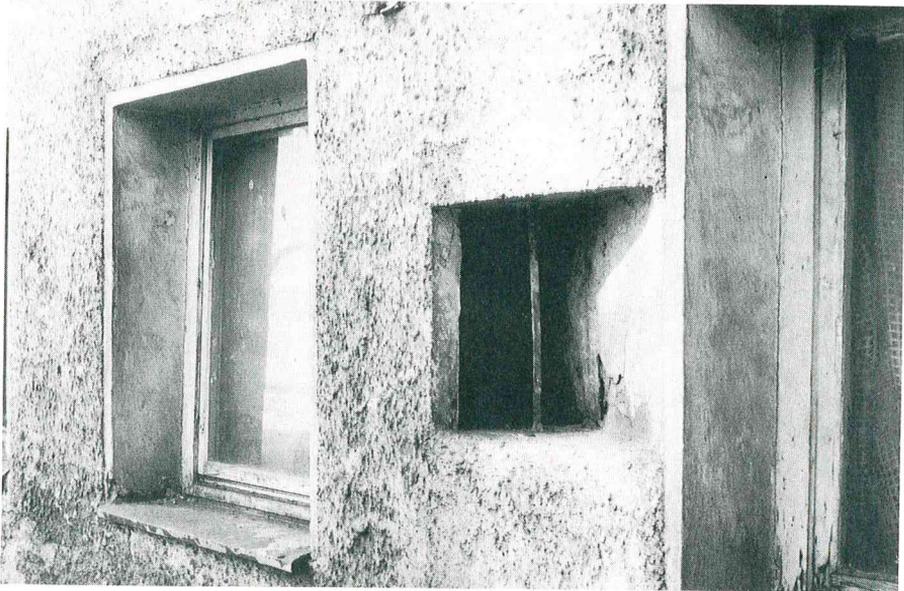


Abb. 13:

Pestfenster in der Mauer des 1983 abgerissenen Hauses Metzgergasse 29 (alte Hausnummer 52). Bis vor wenigen Jahren existierten in Deggendorf am Ufer und im Westlichen Stadtgraben noch zwei weitere Häuser mit solchen auch als „Pestguckerl“ bezeichneten Maueröffnungen neben der Haustüre. Auch sie fielen wohlgemeinten Renovierungsmaßnahmen zum Opfer. Die schräg nach innen verlaufenden und sich stark verengenden Leibungen der Pestfenster dienten in Seuchenzeiten bei gesperrten (*pandisierten*) Häusern als Durchreiche für Nahrung, Medikamente und schriftliche Nachrichten. Auch die Eucharistie wurde von den Priestern an einer langen Stange durchgereicht. *Tempore pestis a longe modaliter*, „zur Pestzeit von weitem“ wird diese Form des Kommunionempfangs im Sterbematrikel 1636 der Südtiroler Pfarrei Welschenofen (östl. von Bozen) genannt (Ignaz Kircher, Welschnofen – Von alten Zeiten, 1994, S. 56)

War man bis zu diesem neuerlichen Seuchenzug des Jahres 1634 der Meinung, daß Hexen, bzw. im Mittelalter die Juden, für eine Pestepidemie verantwortlich zu machen sind, so wendete sich nunmehr das Blatt. In einem Mandat vom 16. August 1634 ließ Kurfürst Maximilian ausdrücklich darauf hinweisen, daß die Pest nicht auf das teuflische Treiben von Hexen, sondern auf natürliche Ursachen zurückzuführen ist. Ebenso wie die *ausseiberung der heiser* ein recht zuverlässiger Hinweis auf die Pest ist, so verdient auch noch eine weitere Besonderheit große Aufmerksamkeit: Die *beschauung*, d. h. Beurteilung der Verstorbenen. Bei Fleckfieberepidemien erfährt man zumindest für Deggendorf nie etwas über eine derartige Maßnahme.

Noch 1635, bei der Abfassung der Stadtkammerrechnung 1634/35, verzierte der Schreiber den Umschlag dieses Bandes mit einem abwehrenden Zeichen, einem

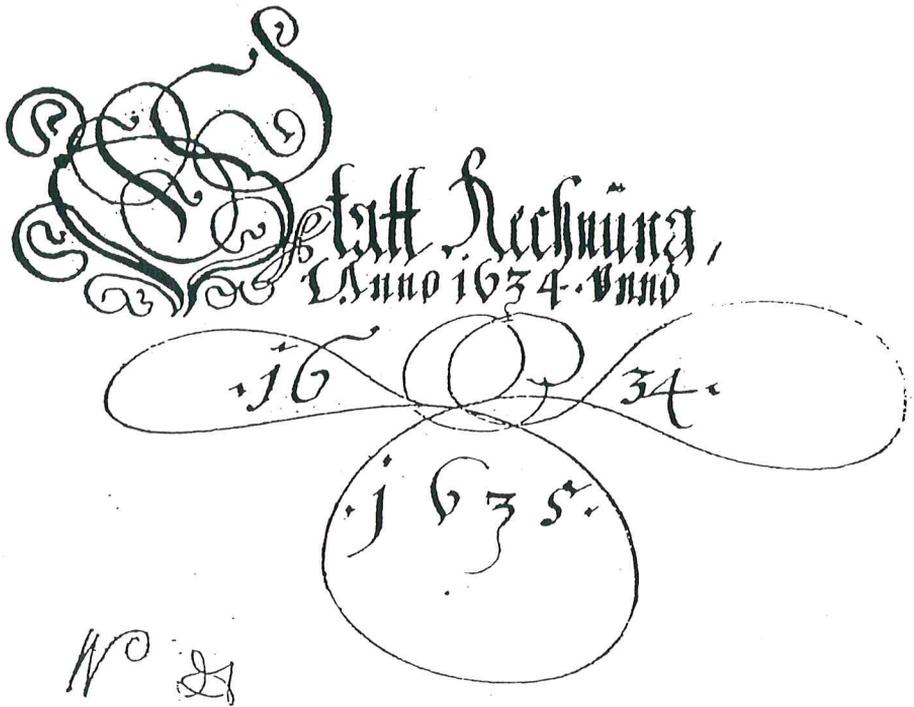


Abb. 14:

Der Einband der Stadtkammerrechnung 1634/35 besteht aus Pappkarton, der mit einer Pergamenthandschrift eines mittelalterlichen Psalters überzogen wurde. Auf den vorderen Buchdeckel wurde ein Zettel mit dem abgebildeten Text geklebt. Der Band war ursprünglich nur für das Jahr 1634 vorgesehen gewesen und wurde aufgrund der Kriegs- und Seuchenzeiten zu einem Doppelband für 1634 und 1635 erweitert. Darauf weist die nachträgliche Ergänzung mit der Jahreszahl „1635“ hin. Welchen Stellenwert das Jahr 1634 für die Deggendorfer Bevölkerung hatte, geht aus der besonders auffälligen Wiederholung der Jahreszahl „1634“ in einem apotropäischen, d. h. abwehrenden Augensymbol hervor. Durch die sicherlich unbewusste Verwendung dieses uralten magischen Abwehrzeichens sollte eine Wiederholung eines derartigen Katastrophenjahres für alle Zeiten gebannt werden.

apotropäischen Augensymbol. Sicherlich völlig unbewusst und erst recht unbeabsichtigt (Abb. 14). Sogar die unheilvolle Jahreszahl 1634 wiederholte er.

Wie desolat auch die psychische Verfassung der Menschen damals war, läßt sich auf einfachste Weise graphisch belegen (Abb. 15): Zweimal der gleiche Buchstabe, ein „W“, beim gleichen Titel (Gegenüberstellung von Einnahmen und Ausgaben der Stadt Deggendorf). Links das „W“ des Jahres 1635, rechts jenes von 1639. Aufkeimender Lebenswille. Am deutlichsten wird dies an einem anderen Beispiel aus dem Jahre 1639 (Abb. 16).



Abb. 15:

Initialen des Titels *Wann nun einnamb und außgab gegeneinander gelegt und aufgehebt wierdt, also befindet sich, daß die herrn khirchenpröbsten mit dem uf zinzß ligenten gelt noch herausß schuldig verbleiben, benentlichen . . .* Der linke Buchstabe „W“ stammt aus dem Jahre 1635 (Kirchenrechnung der Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt 1635, fol 35 v), der rechte hingegen aus dem Jahre 1639 (KR 1639, fol 57 r).

Abb. 16:

Reich verzierte Initialen in einem Rechnungsbuch der Deggendorfer Stadtverwaltung aus dem Jahre 1639 („R“, darunter „B“). Die hier in üppiger Weise ausgedrückte Lebensfreude über das überstandene Unheil sollte jedoch verfrüht sein. Noch mehrmals hatte Deggendorf im Dreißigjährigen Krieg unter Einfällen des Feindes zu leiden. Sogar noch kurz vor Kriegsende 1648 nahm die Situation bedrohliche Züge an. Auch schwere Infektionskrankheiten, z. B. 1649, versetzten die Bewohner Deggendorfs wiederholt in Angst und Schrecken. Die Wunden, die der lange Krieg geschlagen hatte, waren noch lange nicht verheilt, als bereits 1703/04 im Spanischen Erbfolgekrieg durch Feind und Freund, Hunger und Seuche die Deggendorfer erneut in große Not gestürzt wurden.



## 20. Neubeginn

Ende des Jahres 1634 sind die ersten zaghaften Anzeichen für eine sehr langsam anlaufende Normalisierung des Lebens in unserer Stadt erkennbar. Ähnlich wie 1945 waren zunächst die einfachsten Verwaltungsstrukturen wieder herzustellen. Es mußte vor allem das Rechtswesen wieder in einen wirkungsvollen Zustand gesetzt werden. Und es mußten wieder die diversen Steuern und Abgaben eingefordert werden, damit vor allem die Stadt, aber auch das gepeinigete Land Bayern, die von ihnen erwarteten Aufgaben erfüllen konnten. Angesichts der weitgehenden Mittellosigkeit der Bevölkerung ein schwieriges Unterfangen.

Dazu waren natürlich aber auch die entsprechenden Mandatsträger erforderlich. Am 30. November 1634 wurde nach langer Zeit wieder einmal eine Ratswahl durchgeführt, da in der Zwischenzeit zahlreiche Ratsherrn an der *infection* verstorben waren. Anschließend setzte man sich zu einem wohlverdienten, aber sehr teuren Umtrunk zusammen. „Man“ darf laut denken. Wo hatte die Stadt das viele Geld her? Hätten es sich seinerzeit die Ratsherren aber nicht so gut gehen lassen, würden wir heute folgendes nicht erfahren<sup>75</sup>: *Item alß am tag Andrae Ao etc. 634. ain ersamer / rath, darauß die zween drilt verstorben gewest, / widerumben in etwaß ersetzt, auch von churfr: / regierung Straubing ain anderer camerer naminiert [benannt] / und erwelt worden, damallen nach vergangner raths= / wahl zu ainem drunckb für wein, prot und con= / fect bezalt / .32. f.3. ß .15. d*

So wurde seinerzeit das Wirtschaftsleben, im doppelten Sinn des Wortes, wieder allmählich in Schwung gebracht.

An anderer Stelle wurde schon einmal angesprochen, daß einerseits immer wieder die völlige Mittellosigkeit der Bürgerschaft und der Stadt beklagt wurde, daß aber andererseits doch noch finanzielle Möglichkeiten „im Untergrund schlummerten“. Wie das möglich war, wissen wir i. a. nicht. Der Münzfund auf dem ehemaligen Sesselsberger-Grundstück in der Pflleggasse gibt uns aber einen Fingerzeig. Ähnlich wie der Wirt *Antoni Nöpaur* seinerzeit seine Barschaft angesichts der drohenden feindlichen Besetzung vergraben hatte, so werden dies auch andere Deggendorfer Bürger getan haben. Und warum sollte so etwas nicht auch die Stadt selbst so gemacht haben. Tatsache ist, daß bereits lt. Stadtkammerrechnung 1634/35 im Jahre 1634 allein vom Stadtbauamt 437 Gulden und im folgenden Jahr 306 Gulden *von gemainer Statt wegen verpaut . . . worden*. Dieselbe Quelle weist für den 10. Juni 1635 einen Betrag von mehr als 43 Gulden aus, die man allein dem Stadtschreiber *Khreßlinger* als Reisekosten erstattete. Es war also tatsächlich Geld vorhanden.

Daß es wieder aufwärts ging, wenn auch sehr mühsam, geht unter anderem auch aus der Pfarrkirchenrechnung von 1639 hervor. Unter dem Titel *Einnamb umb verkhaufft manner: unnd weiber stüell in der Pfarrkhürchen* sind die in diesem Jahr neu angemieteten Kirchenplätze zusammengestellt. Geradezu

akribisch genau wurde hierbei zwischen den Sitzen *auf der rechten jm chor, . . . jtem auf der linckhen handt wan man zur khürchen eingeht, . . . jngleichen . . . als auf der paarkhürchen hinder dem predigstuel und under ernanter paarkhürchen, den schizstüeln* [korrekt: Sitzstühle; gemeint sind wohl damit Einzelstühle] und den 71 *frauen: oder weiberstüelln* unterschieden. Nicht weniger als 129 Neuvergaben im Preis von einem Gulden für Chor- und Emporensitze, bzw. 30 Kreuzern für alle übrigen Stühle brachten fast 100 Gulden in die Kasse der Pfarrkirchenverwaltung. In den ganzen Jahren vor und auch nach 1639 wurden kaum Kirchenplätze „verkauft“. Selbstverständlich waren nicht alle Neubesitzer Deggendorfer. Auch aus den umliegenden Ortschaften wie Helfkam, Schaching, Fischerdorf oder Baumgarten (bei Mietraching) erwarb so mancher fromme Kirchenbesucher eine solch begehrte Sitzgelegenheit. In Anbetracht der stundenlangen Predigten am Sonntagnachmittag eine durchaus andachtsfördernde Hilfe<sup>76</sup>.

Daß die Bevölkerung der Stadt und des nahen Umlandes neuen Mut schöpfte und wieder vertrauensvoll in die Zukunft blickte, geht unter anderem auch aus dem Matrikelbuch Nr. 18 der Pfarrei Mariä Himmelfahrt hervor, in dem die Eheschließungen der damaligen Zeit registriert sind: Nicht weniger als 52mal gaben sich Ledige wie auch zahlreiche Verwitwete das Ja-Wort.

So manchen neuen Namen, der vor 1633 in der Stadt nicht auftauchte, trifft man in der zehn Seiten umfassenden Auflistung der neu vergebenen Kirchenstühle an. Aber auch viele altbekannte. Der handschriftlichen Glosse des Deggendorfer Bäckermeisters und Magistratsrats Georg Bauer aus der Zeit um die Jahrhundertwende, *NB Wahrscheinlich die vorm. Inhaber an der Pest gestorben*, ist durchaus zuzustimmen. Größenordnungsmäßig passen die 129 neuen Kirchenstuhlinhaberinnen und -inhaber recht gut zu den Zahlenangaben in Kapitel 16.

Die folgende Nachbetrachtung stellt jedoch dieses fromme Verhalten arg in Frage. Sollte alles nur ein Strohfeuer gewesen sein, das sehr bald wieder erlosch?

## 21. Unerfreuliche Folgeerscheinungen

Aus dem Schluß des Kapitels 20 könnte man, trotz der angedeuteten Zweifel, u. U. folgern, daß das 1633/34 so leidgeprüfte Deggendorf zu einer dankbaren, demütigen, gesitteten und gottesfürchtigen Gemeinde geworden wäre. Würde man in den vorhandenen Literalien nicht systematisch weitersuchen und dabei auch Randgebiete zur vorliegenden Thematik berücksichtigen, müßte man zu dieser Schlußfolgerung kommen. Die Wirklichkeit sah aber z. T. erheblich anders aus. Kaum hatte der gewohnte und auch heiß herbeigesehnte geregelte Alltag die hiesige Bevölkerung wieder umfassen, begannen auch schon die alten Reibereien und Querelen zwischen den sich neidisch beäugenden Familien. Man stritt, beleidigte, verleumdete und raufte wieder wie eh und je. Große und kleine Wirtschaftsdelikte füllten die Tagesordnungen der Magistratssitzungen.

Die Ratsherren hatten sich aus naheliegenden Gründen vor allem mit einer großen Zahl von Schuldsachen zu beschäftigen. Gerade diese Probleme zogen sich über viele Jahre hin, z. T. sogar über das offizielle Kriegsende am 24. Oktober 1648 hinaus. Noch 1647/48 wurden *causas debiti* (Fälle bez. Schulden) aus der Zeit um 1633/34 abgehandelt.

Der bedenklichste Aspekt aber dabei war jedoch der moralische Abstieg so mancher Deggendorfer. Dabei hinterlassen vor allem die *weiberleüth* auch noch nach rund 350 Jahren einen sehr üblen Eindruck. Über zwei, in den Amtsunterlagen besonders drastisch bzw. ausführlich dargestellte Episoden, sei hier zum Schluß noch stellvertretend für andere berichtet.

Ende Januar 1646 wurde vor dem Deggendorfer Stadtrat ein Fall verhandelt, bei dem es um die unerlaubte Ausgabe von Arzneimitteln ging. Auf den ersten Blick sieht das Ganze wie ein typisches Wirtschaftsdelikt aus: Geschäftsschädigung. Was im übrigen auch zu einem erheblichen Teil auch zutraf. Erst bei einer genaueren Analyse des Prozeßprotokolls kristallisiert sich jedoch zusätzlich noch ein ganz anderer Aspekt heraus.

Am 22. Januar dieses Jahres klagten der Deggendorfer Stadtphysikus *Andreas Hueber* und der Apotheker *Hanns Urban Seibert* gegen *Herrn Melchiorn Halser des Innern Rathes unnd handelsman, Geörgen Perdoldt, padern, Catharinam Lanndesin, Michaeln Zeller unnd Jsacen Hofer, beede cramer*, wegen angeblich unbefugten Führens bestimmter Waren, die man als medizinisch wirksame Substanzen zu werten hat<sup>77</sup>. Es handelte sich dabei zunächst um folgende Heilmittel: *Rebarbara, Seiffpletter, Granatilln, Manna wurzen, Pflaster, Salben, gekhochte Öhl unnd Gaffra*. Gegen den Bader *Perdoldt* und die Krämerin *Lanndesin* wurde außerdem der Vorwurf erhoben, sie würden sogar antimonhaltige *purgationes*, d. h. Abführmittel (lat. *purgare* = u. a. reinigen, abführen) an die Bevölkerung abgeben.

Die pharmazeutische Bewertung der erwähnten Substanzen läßt sich auch noch heute teilweise nachvollziehen. Bei der Droge *Rebarbara* (Droge im pharmazeutischen Sprachgebrauch ist jedes therapeutisch wirksame Pflanzenmaterial) handelte es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um die getrockneten Wurzeln der Rhabarberart *Rheum palmatum*, einer Pflanze, die immer noch als „offiziell“ (d. h. als Arzneimittel gebräuchlich) gilt. Es handelt sich dabei um ein Abführmittel. Die im Sitzungsprotokoll genannten *Granatilln* waren vermutlich getrocknete Rindenstücke des Granatapfelbaums *Punica granatum*. Ebenfalls ein Abführmittel. In die gleiche Richtung zielten auch die *Manna wurzen*. Daß es sich dabei nicht um Wurzeln, sondern um langgestreckte dunkelbraune Früchte handelte, sei den Heilkundigen der damaligen Zeit nachgesehen.

Die drei genannten Drogen sind relativ harmlose und i. a. gut verträgliche Abführmittel ohne nennenswerte Nebenwirkungen. Sehr bedenklich hingegen waren jedoch derartige Medikamente auf der Basis von Antimon, das in seiner toxischen Wirkung nur wenig dem hochgiftigen Arsen nachsteht. In diesem Punkt

mag man dem Arzt und dem Apotheker sogar echte medizinische Bedenken zubilligen.

Die gehäufte Nennung von Abführmitteln läßt vordergründig den Verdacht aufkommen, daß unsere Vorfahren permanent unter erheblichen Verdauungsproblemen litten. Dem war sicherlich nicht so. Abführkuren gehörten früher wie das Schröpfen und der Aderlaß zu den regelmäßigen Reinigungskuren im Frühling. „’Naus, was koan Zins zahlt!“ war noch um 1945 in der Gegend von Perlesreut im Altlandkreis Wolfstein um Ostern die Devise. Approbierte Bader sorgten damals noch mit einem kräftigen Aderlaß vor allem bei alten Menschen für eine recht radikale Entlastung von Kreislauf und Stoffwechsel.

Nicht ganz harmlos, aber angeblich recht wirksam, waren die Senfblätter. Sie spielten bis in unser Jahrhundert herein in der Volksmedizin als Grundlage für Umschläge und Pflaster eine gewisse Rolle. Schwer einzuordnen ist die Droge *Gaffra*. Ob es sich dabei auch tatsächlich um den von Schmeller erwähnten Kampf handelt, wird in einem gesonderten Exkurs erläutert<sup>78</sup>.

Zu den erwähnten *Pflasstern*, *Salben* und *gekhochten Öhlen* kann man heute kaum mehr brauchbare Angaben machen. Interessant sind in diesem Zusammenhang eigentlich nur die erstaunlich umfangreichen pharmazeutischen Kenntnisse einiger Leute um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Sog. „Weise Frauen“ tradierten ihre Kenntnisse nur mündlich an wenige Eingeweihte; schriftliche Aufzeichnungen sind zu dieser Materie kaum bekannt. Als Hexen verleumdet, angeklagt, abgeurteilt und ermordet, nahmen die meisten von ihnen dann ihr oft großartiges Wissen mit ins Jenseits. Auch wenn Hexenprozesse im Raum Deggendorf nie eine Rolle spielten, so fällt doch auf, daß ein so großartiges Dokument über medizinisch-pharmazeutische Sachverhalte, wie sie die Prozeßakte vom 22. Januar 1646 liefert, nie wieder für unsere Stadt nachgewiesen werden konnte.

Bei der ersten Information über diesen Prozeß im Januar 1646 wurde angedeutet, daß es sich um einen Fall zu handeln schien, bei dem es um den auch früher so verpönten *abtrag* oder *eintrag* (Geschäftsschädigung) ging. Mit diesem ersten Eindruck deckt sich folgende Passage aus der Klageschrift: . . . *unnd also dem apodeckher khreitter unnd wurzen auß dem weeg khauffen* . . . Der Apotheker fürchtete demnach um die gesicherte Versorgung mit den notwendigen Drogen. Und natürlich um seinen Verdienst. Auch die weiteren Einlassungen der klagenden Partei beziehen sich immer wieder auf Geschäftsschädigung im Zusammenhang mit unbefugtem Führen und Feilhalten bestimmter Heilpflanzen und anderer Stoffe.

Die Entscheidung der zu Gericht sitzenden Ratsherrn sei hier gleich vorweggenommen. Sie konnten bei der Urteilsfindung die umfassenden Gegendarstellungen und Erläuterungen der Beklagten nicht außer acht lassen, in denen es in erster Linie darum ging, daß sie ihre fraglichen Waren samt und sonders bei ehrenwerten Handelsleuten u. a. auch für den Arzt und den Apotheker kauften. Sie

seinen nämlich keine *öhlprenner* oder *salbenkhocher*. Vor allem berief sich die beklagte Partei auf die Situation in der Residenzstadt München. Auch dort dürften Krämer und Handelsleute die genannten Drogen und Substanzen feilhalten und verkaufen, z. T. sogar auf Bitten der dortigen Bader. Außerdem wären sie, die Beklagten, sehr darüber verwundert, daß man nur sie und nicht alle Deggendorfer Krämer und Handelsleute verklagte. Es scheint sich hier demnach um recht vielschichtiges Problem gehandelt zu haben, bei dem auch Neid (*Melchior Halser* muß als wohlhabender Mann bezeichnet werden) und Rachegeleüste (Bader *Perdoldt* hatte mit ziemlicher Sicherheit 1633/34 vorübergehend die Stadt im Stich gelassen) mit hereinspielten. Das Urteil strahlt auch heute noch juristischen Sachverstand und salomonische Weisheit aus: *Allweillen die cramer dergleichen sachen als Rebarbara, Seiffpletter, alle Ehe [Althaea], Lohröll [Lorbeeröl], Manna und dergleichen von unfürdenckhlichen jarn faill zehaben hergebracht, also werden selbige noch allerdings darbey gelassen, aber die Springkehern unnd all anndere purgantia außzugeben, sollen sowohl selbigen [d. h. den Krämern] als den Padern unnd der Lanndesin bey verliehrung des burgerrechts abgeschafft [verboten] sein.*

Wieso die *Lanndesin* in diesem Protokoll, obwohl sie eines Krämers Eheweib war, gesondert aufgeführt wurde und nicht schon mit dem „selbigen“ erfaßt war, ist nicht sofort einsichtig. Sie muß offensichtlich „etwas Besonderes“ gewesen sein. In welche Richtung man dabei eine Vermutung äußern könnte, geht aus einer zusätzlichen Einlassung der Beklagten weiter unten hervor.

Eine zusätzliche pikante Note bekam dieser Prozeß noch dadurch, daß der Vater des klagenden Apothekers *Hanns Urban Seifert / Seibarth, Hanns Seibarth*, selbst Bader hier am Ort war. Allerdings praktizierte er nicht in einer der drei Deggendorfer Badstuben (Krambad, Hörolzbad und Schulbad), sondern lebte auf der Probstei. Daß das Verhältnis zwischen Vater und Sohn *Seifert / Seibarth* etwas belastet war, belegt ein Zivilprozeß in einer finanziellen Angelegenheit zwischen den beiden am 23. März des selben Jahres<sup>79</sup>. Kläger war dabei *Seibarth* sen.

Das Kernproblem lag aber seinerzeit nach Meinung des Verfassers in einem ganz anderen Bereich. Die entsprechende Textstelle hierzu in der Klageschrift des Arztes Hueber und des Apothekers Seibert lautet: . . . *unnd der Geörg Perdoldt, sowohl die Lanndesin, sogar purgationes von Antimonio unnd von khreitterwein den leithen außgeben, durch welche drinckh dann allerley ungelegenheiten unnd sonderlich mit den ledigen weibs persohnen ervolgen mechten* . . . Anzunehmen, daß besonders die ledigen „Weiberleut“ Wert auf eine umfassende Frühjahrskur legten, ist völlig abwegig. Es ging hier um nicht mehr und nicht weniger als um Abtreibung. Die einschlägigen Kenntnisse im ausgehenden Mittelalter und der beginnenden Neuzeit waren erstaunlich. Eine der wichtigsten Pflanzen als Lieferant für ein hochwirksames Abortivum war der aus dem Gebiet jenseits der Alpen stammende Sadebaum *Juniperus Sabina*, in Niederbayern geradezu zy-

nisch „Lebensbaum“ genannt. Heute zieren seine sehr aufdringlich und intensiv riechenden Zweige gelegentlich nur noch die Palmbüsche. Aber bis in unser Jahrhundert herein war dieser schlanke Strauch nahezu in allen Dörfern in der Nähe der Misthaufen, wohlversteckt hinter anderen Bäumen und Sträuchern, eine regelmäßige und offenbar immer wieder „hilfreiche“ Erscheinung. Der Absud von zwei oder drei kleinen Zweigen hatte dann bei einer (ungewollt) Schwangeren meist die erhoffte, nicht selten aber auch eine verheerende Wirkung. Die Frauen verbluteten langsam. Noch für die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen ist dies zumindest für die einige ländliche Gegenden der Oberpfalz verbürgt.

Die beklagte *Lanndesin* soll lt. Klageschrift sogar noch voll Stolz behauptet haben, daß sie *die sachen so guet und bösser alls* die beiden Kläger verstünde. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß sie in den wirren Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs eine gut florierende Praxis als „Engelmacherin“ betrieb. Es ist nicht auszuschließen, daß man auch diese Behandlung unter das Kapitel „Reinigung“ einreichte.

---

## Exkurs

### Drogen Anno 1646

#### 1. *Allte ebe*

Dieser im Prozeßprotokoll bis zur Unkenntlichkeit verbalhornte Namen *Althaea* bezieht sich auf den Eibisch (*Althaea officinalis*, abgeleitet vom griechischen Wort „althaino“ = ich heile), eine uralte und in früheren Jahrhunderten hochgeschätzte Heilpflanze. Schon Hippokrates (ca. 460 – 377 v. Chr.) hatte diese Pflanze als heilungsfördernd bei Wunden empfohlen. Plinius d. Ä. (79 n. Chr. beim Vesuvausbruch ums Leben gekommen) beschrieb den Gebrauch des Eibisch. Karl d. Gr. ordnete sogar seine Kultivierung an. Im 16. Jahrhundert wendete man die Droge bei Husten, Hals- und Zahnschmerzen, Magenbeschwerden, aber auch bei Geschlechtskrankheiten an. Von der Pflanze werden sowohl die Blüten und Blätter als auch die Wurzeln verwendet.

Der Engländer Nicholas Culpeper (1616 – 1654) schätzte den Eibisch als Heilpflanze sehr und widmete ihm in einem von ihm verfaßten Kräuterbuch (1653; insgesamt sechs Auflagen, die letzte noch 1809) besondere Aufmerksamkeit. Pfarrer Sebastian Kneipp (1821 – 1897) hingegen lehnte den Eibisch als Heilpflanze rundweg ab. Sein negatives Urteil beruhte jedoch auf einem schwerwiegenden Fehler, den er bei der Zubereitung des Tees aus Eibischblättern beging. Anstatt die Droge nur mit warmem Wasser zu übergießen, kochte er die Eibischblätter und erhielt aufgrund der schleimbildenden Inhaltsstoffe eine zähflüssige und unappetitliche Masse. Inwieweit sich Kneipps ablehnende Einstellung auf die frühere Wertschätzung des Eibisch nachteilig auswirkte, sei offengelassen.

Der Eibisch stammt ursprünglich aus Südeuropa bzw. Westasien. Verwandte Heilpflanzen sind die Wilde Malve (*Malva sylvestris*) und die Stockrose (*Alcea rosea*). Letztere wurde von Culpeper u. a. zur Verhütung von Fehlgeburten empfohlen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts verschwand diese ursprünglich aus China stammende Pflanze fast völlig im mittel-

europäischen Raum (Pilzbefall). Damit ging auch ihre Bedeutung in der Volks- und Schulmedizin verloren. Heute ist sie nur noch als Zierpflanze in unseren Gärten anzutreffen.

## 2. Gaffra

*Gafer* oder *Gaffer* ist nach Schmeller (Bd. I, Spalte 874) der Campher (Kampfer; vom persischen „kafur“). Ursprünglich bezeichnete man mit Campher alle festen Rückstände aus ätherischen Ölen. In der modernen Chemie hingegen versteht man darunter eine ganz bestimmte organische Verbindung aus der Gruppe der Monoterpene. Ob die Droge *Gaffra* im Prozeßprotokoll von 1646 mit dem Campher identisch ist, muß stark bezweifelt werden, kann aber auch nicht ausgeschlossen werden.

Campher im engeren Sinn wird durch Sublimation aus dem Holz des Campherbaumes (*Cinnamomum Camphora*; nahe verwandte Pflanzenarten sind *Cinnamomum zeylanicum* und *Cinnamomum Cassia*, aus deren getrockneter Rinde der Zimt gewonnen wird). Campher regt die Herzstätigkeit an, fördert den Muskeltonus (Muskelspannung) und wirkt desinfizierend. Über seine Verwendung wird im o. g. Protokoll nichts erwähnt.

## 3. Granatilln

Der Granatapfelbaum (*Punica granatum*) stammte ursprünglich aus Persien, gelangte aber schon sehr früh ins antike Ägypten, nach Griechenland und nach Rom. Zahlreiche religiöse Riten waren mit diesem kleinen Baum, seinen Blüten und Früchten verbunden. Am bekanntesten sind wohl hier aus der griechischen Sagenwelt die „Äpfel“ des Paris.

Die medizinische Wirkung als Wurmmittel von *Punica granatum* war bereits Dioskurides und Plinius bekannt. In diesem Zusammenhang ist auch die abführende Wirkung der getrockneten Rinde (*Cortex*) des Granatapfelbaums zu sehen. Die *Granatilln* könnten daher zerstoßene Granatapfelbaumrinde gewesen sein.

Wegen der zahlreichen Samen im Inneren des süßlichen Fruchtfleisches galt der Granatapfel im alten China als Symbol der Fruchtbarkeit. Aus dem gleichen Grund versinnbildlicht er in der christlichen Tradition die grenzenlose Liebe des Schöpfers zu seinen Kreaturen. Das Granatapfelmotiv findet man daher in zahlreichen Abwandlungen auch in Kirchen der Gotik als ornamentales Element der Deckenbemalung hin bis zu plastischen Ausführungen von Reliquienfassungen des Barock.

## 4. Lohröll

Mit dieser Bezeichnung ist mit großer Wahrscheinlichkeit das Lorbeeröl (*Oleum Lauri*; eine grünliche Masse, auch „Lorbeerbutter“ genannt), das aus den Blättern des Lorbeerstrauchs (*Laurus nobilis*) gewonnen wird, gemeint. Es wirkt krampflösend, hilft bei rheumatischen Beschwerden und ist wirksam bei Krätze anwendbar. Die krampflösende Wirkung bestimmter Inhaltsstoffe des Lorbeeröls könnte man durchaus im Zusammenhang von Nachbehandlungen bei „erfolgreich“ vorgenommenen Abtreibungen sehen. In der modernen Medizin ist nur die äußerliche Anwendung in Form von Salben vorgesehen, was allerdings keine zwingenden Rückschlüsse auf den Einsatz vor 350 Jahren zuläßt. Heute ist Lorbeeröl als Therapeutikum bedeutungslos geworden. Eine der letzten Anwendungsmöglichkeiten war in den 50er Jahren die sog. „Windsalbe“, eine blähungslindernde Salbe für Kleinkinder.

*Loröl* könnte man nach Schmeller (Bd. I, Spalte 1500) allerdings auch als „Steinöl“ auffassen, das aus bestimmten Felsen rinnt. Aus sog. Öl- oder Stinkschiefern gewannen seit dem Mittelalter z. B. die Benediktbeurer Mönche eine entzündungshemmende Salbe (Ichthyolsalbe = „Zugsalbe“), die bei Abszessen, eiternden Wunden u. dgl. breite Anwendung fand.

### 5. *Manna wurzen*

Noch um 1950 wurden in Drogerien und Reformhäusern ca. 20 cm lange, wurzelförmige, dunkelbraune und hartschalige Früchte, „Manna“ genannt, als Abführmittel verkauft. Es könnte sich durchaus dabei um die *Manna wurzen* der Degendorfer Krämer und Bader aus der Mitte des 17. Jahrhunderts gehandelt haben.

### 6. *Rebarbara*

Damit ist zweifelsohne der Rhabarber gemeint gewesen, eine uralte Kulturpflanze, die bereits um 2700 v. Chr. in einem chinesischen Pflanzenbuch genannt wird. Allerdings handelt es sich im vorliegenden Fall nicht um die zu Speisezwecken dienende Rhabarber-Art *Rheum rhabarbarum*, sondern um den „Türkischen“ oder Chinesischen *Rhabarber Rheum palmatum*.

Die Droge wird aus dem entrindeten und scharf getrockneten Wurzelstock (*Rhizom*) der Pflanze gewonnen. In kleinen Mengen wirkt sie appetitanregend und unterstützt die Verdauung. In starken Dosierungen ist sie jedoch ein ziemlich radikales Abführmittel. Daneben wird ihr auch eine blutreinigende Wirkung bestätigt. Diese führte auf Umwegen vermutlich zu dem Vorurteil, daß die Droge bei längerer Anwendung rheumatische Beschwerden verursache. Diese tatsächlich auftretenden Probleme sind jedoch nur vorübergehender Natur, bis im Gewebe und im Blut vorhandene Abfallprodukte ausgeschieden sind. Dann verschwinden die rheumaähnlichen Schmerzen von selbst wieder.

Der chinesische Rhabarber gelangte schon um das Jahr 1000 aus China nach Westasien. Mindestens seit dem 13. Jahrhundert brachten ihn arabische Händler regelmäßig nach Europa. Seit dem 16. Jahrhundert sind drei nach Europa führende Importrouten bekannt: Über Mittelasien – Rußland, über Persien – Türkei (s. o.) und über Arabien – Ägypten (Alexandria).

Am Rande sei hier noch erwähnt, daß der zu Kuchenbelag, Kompott und Marmelade verwendete „normale“ Rhabarber giftige Blätter besitzt, deren Inhaltsstoffe schwere Unterleibschmerzen, Erbrechen, Kolliken und Koma hervorrufen. Bei besonders schweren Vergiftungen kann es sogar zu Todesfällen kommen.

### 7. *Seinffpletter*

In der einschlägigen Literatur findet man heute kaum noch Hinweise auf die Verwendung von Senfblättern in der Volksmedizin oder gar Schulmedizin. Der Verfasser erinnert sich aber noch sehr gut an Erzählungen seines Vaters (1900 – 1989), der in seiner Jugend noch gelegentlich bei eitrigen Abszessen mit Senfblätternpflaster bzw. -umschlägen sehr schmerzhafte, aber erfolgreiche Erfahrungen sammeln konnte. Bei Überdosierungen, das gleiche gilt auch für feuchtheiße Umschläge aus Senfmehl, kann es sogar zu Hautschädigungen kommen. In früherer Zeit wurden Senfpflanzenprodukte (Weißer Senf, *Sinapis alba* – Schwarzer Senf, *Brassica nigra*; heute sind beide Arten fast völlig durch den etwas milderen Indischen Senf, *Brassica juncea*, verdrängt worden) auch als Brechmittel eingesetzt. Auch davon wurde wegen der problematischen Nebenwirkungen Abstand genommen.

Da für Degendorf im 17. Jahrhundert bereits eindeutig Fälle der sog. „Franzosenkrankheit“ (Syphilis) nachweisbar sind, könnte man Senfblätternanwendungen bei den in einem fortgeschrittenen Stadium auftretenden Geschwüren mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit annehmen.

Literatur:

Bianchini, Corbetta, Pistoia – Der große BLV Heilpflanzenatlas, München – Bern – Wien, 1980

Deutsches Arzneibuch (DAB 10), 1991

Fitting, Schumacher, Harder, Firbas – Lehrbuch der Botanik für Hochschulen, Stuttgart, 1954

Hagers Handbuch der pharmazeutischen Praxis – Hrsg. Frerichs, Arends und Zörnig; Berlin – Göttingen – Heidelberg, 1949

Thomson, Salute dalla Terra (Guida alle piante medicinali), Casa editrice Idea Libri, Milano 1981

Weidinger, Heilkräuter anbauen, sammeln, nützen, schützen, Wien – München – Zürich – New York 1981

---

Wesentlich deutlicher wurde man zum Thema Abtreibung dann drei Jahre später. Am 16. Juli 1649 hatten die Ratsherren *Joann Weingärtler, Mathes Piller, Joann Praidenaicher, Joseph Scheibl, Joann Guldti, Reichart Schwaiger, Sebastian Piller, Daniel Piller und Hans Gottfridt Scheibl* unter dem Vorsitz von Amtskammerer *Vincenz Carl* über eine ganz besonders heikle *Causa* zu Gericht zu sitzen, die sich auf den ersten Blick wie eine der fast schon alltäglich gewordenen Beleidigungen, Streitereien und Raufereien unter den hiesigen *Weibspersohnen* darstellt<sup>80</sup>. Es begann zunächst mit einer verbalen Auseinandersetzung, an der die verwitwete Bäckermeisterin *Rosina Rhormayrin / Rohrmayrin* (Nr. 8; Oberer Stadtplatz 14<sup>81</sup>) und ihre beiden Töchter *Maria Faydtin / Vaithin* (Ehefrau des Bierbräus *Georg Faydt / Vaith*, Nr. 184; Bahnhofstr. 13<sup>82</sup>) und *Jacobe Rhormayrin / Rohrmayrin* auf der einen Seite und eine *Barbara Langin* (alleinstehende Mieterin im Haus der Witwe des *Quirinus Scheibel*, Nr. 158; Veilchengasse 9<sup>83</sup>) auf der anderen Seite beteiligt waren. Als Beschuldigte stand die Langin vor dem relativ schwach besetzten Magistrat.

Die Klage der *Rosina Rhormayrin* und ihrer beiden Töchter wurde folgendermaßen formuliert: *Clag – Maria Faydtin, pierpreuin, Rosina Rhor= / mayrin, wittib, unnd Jacobe Rohrmayrin, / noch ledigs standts, clagen Barbaram / Langin, burgerin alhie, daß selbige verwichner / zeitt der Faydtin für ihr haus khommen und / zum öfftern ein trometerische redo: hurn ver= / scholten unnd gar herauß geforderth [vor das Haus gefordert] unnd / alß [sie] hinaus gangen, in mainung zesechen, / wer dis ungebier veryebtt [verübt], hab sye vorige jniu= / rj widerholt unnd noch darzue ein versoffne / schandthurn verscholten, auch bezichtigett, sye thue / sich alle tag in [mit] wein voll sauffen unnd sye seye / ein trometerische redo: hur, und sye habe vill / frazen, seyen aber ihre manß khinder nit, / waryber sye dann zu har griffen unnd ein / weiber rauffets gehalten. Als aber von / ein annder bracht worden, hab die beclagte / widerumben geredt, man hette woll aine khöpfft, / die sovill nit verschuldt als sye, Faydtin, unnd /*

noch darzue ein redo: schandthurn verscholten, / mit vermelthen, das sein die rechten redo: / hurn, wie dein schwester [= Rosina Rhormayrin], so das kbindt in / der khirchen verzött [verstreut, verloren] unnd wan sye gleich zu / Regensburg aufm Reichstag gewest, so hab / man ihrs doch nit auß geschnitten, wie ihr, / der Faydtin muetter, sondern hab es gannz / haimb gebracht unnd darbey örgerlich / sacramentiert . . .

Die frühbarocke Ausdrucksweise läßt an Deutlichkeit nicht zu wünschen übrig. Ordnet man die einzelnen Vorwürfe, die die *Langin* auf offener Straße in der heutigen Bahnhofstraße an die Adresse der *Faydtin* hinaus schrie, so erhält man folgenden Sachverhalt: Die *Faydtin* sei eine Trompeter- und Schandhure, sei der Trunksucht verfallen und habe zwar viele Kinder, die aber nicht auch ihres Mannes Kinder seien (Georg Faydt wird im Taufmatrikel als Vater von elf Kindern genannt!). Die *Faydtin* habe sich schon so viel zuschulden kommen lassen, daß man jede andere, die weniger als sie verbrochen hätte, längst geköpft hätte. Ihre unverheiratete Schwester *Jacobe Rohrmayrin* wäre, erfolglos allerdings, in Regensburg wegen einer Abtreibung gewesen. Sie habe ihr Kind hier in der Kirche „verloren“; ihrer Mutter, der *Rohrmayrin*-Bäckerin, hingegen hätte man in Regensburg ein Kind operativ entfernt.

Diesen vorgebrachten Behauptungen und Beleidigungen ist zunächst einmal nichts hinzuzufügen. Aufhorchen läßt eigentlich hier nur der Hinweis darauf, daß man für diese zahlreichen und vor allem schwerwiegenden (angenommenen) Delikte eigentlich hingerichtet hätte werden müssen.

Als man im Rat der beklagten *Langin* diese schweren Beschuldigungen vorhielt, erhielten die Ratsherren sinngemäß folgende Einlassung: Die ganze Auseinandersetzung hätte die Schwester der Bierbräuin angezettelt, indem sie der *Langin* auf offener Straße dreimal das Wort Hure nachgeschrien habe. Zur Rede gestellt, was denn sie, die *Jacobe Rohrmayrin*, gegen sie, die *Langin*, eigentlich vorzubringen hätte und warum sie und ihre verheiratete Schwester sie, die Beklagte, bei der Lebzelterin und auch bei ihrer eigenen Schwester, der Ehefrau des hiesigen Prokurators *Lehner*, der Prostitution bezichtigte und eine Reiterhure nannte, habe die *Rohrmayr*-Tochter ihre beleidigenden Worte wiederholt. Der Vorhaltung, sie habe etwas vom Köpfen und von Kindsabtreibungen gesagt, widersprach die *Langin* ebenso vehement wie dem angeblichen Fluchen und der Behauptung, daß die Kinder der *Faydtin* nicht von ihrem Mann seien.

In der Gegendarstellung (*Replic*) versteiften sich die *Rohrmayrischen* auf ihre ursprüngliche Einlassung. Sie betonten sogar noch, daß die *Langin* in Österreich ihren Mann verlassen habe, um anschließend als Straßendirne herumstreunend ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Dabei sei sie sogar bis nach Wien und Regensburg gekommen.

Die Ratsherren waren wohl angesichts dieser ganzen degoutanten Beschuldigungen und Beleidigungen angewidert und machten mit den vier streitsüchtigen

*Weibspersohnen* im wahrsten Sinne des Wortes kurzen Prozeß. Ihr Urteil: Die *Langin*, die ihrer Meinung nach den ganzen Wirbel begonnen hatte, wurde aufgefordert, den drei Klägerinnen die Hand zu reichen und sie um Verzeihung zu bitten. Außerdem wurde sie zu drei Tagen Turmhaft mit angeschlagener Schandgeige verurteilt. Den *Robrmayrischen* drohte man ein Ordnungsgeld in Höhe von vier Pfund Regensburger Pfennig an (mehr als elf Gulden gängiger Währung), sollten sie ihre Gegendarstellungen wiederholen. Daß die *wolweisen, fürsichtigen und ersamen Herren* bezüglich ihres Urteils offensichtlich doch ein ungutes Gefühl hatten, geht daraus hervor, daß man der *Langin* immerhin die Möglichkeit zur Beweisführung für ihre Behauptungen und damit auch zu einer Wiederaufnahme des Gerichtsverfahrens einräumte. Ansonsten aber waren die zehn Ratsherren sicherlich heilfroh, dieses leidige Weibergezänk vom Tisch zu haben.

Unmittelbar nach dieser Verhandlung drehte die *Langin* den Spieß um und verklagte ihrerseits den Ehemann der Hauptklägerin, *Georg Faydt*. Bei der den verbalen Auseinandersetzungen folgenden Rauferei der vier *Weibspersohnen* war der Bierbräu recht massiv eingeschritten. Dabei *hab ihr* [d. h. der *Langin*] *selbiger den khopff um die erden gestossen unnd ein solches par handtaschen* [Ohrfeigen] geben, daß sie sich gut drei Wochen lang den Kopf habe einbinden müssen. Der Bierbräu rechtfertigte sein handfestes Eingreifen damit, daß die *Langin* . . . *sein weib bey dem har gehabt unnd nit lassen wollen* . . . , *so hab er ihr ein handtaschen geben*. Die zu Gericht sitzenden Ratsherren begnügten sich mit einem Verweis für den *Faydt*.

Der Vollständigkeit sei an dieser Stelle noch darauf hingewiesen, daß die nächsten beiden Tagesordnungspunkte der Sitzung vom 16. Juli 1649 zwei illegale Schwangerschaften betrafen. Dabei wurde in einem der beiden Fälle wegen nicht zu erwartender Besserung der Delinquentin eine besonders harte Strafe verhängt: Nach Verbüßung einer viertägigen Gefängnisstrafe bei geringer Kost auf dem Turm wurde die Delinquentin als unerwünschte Person aus der Stadt verwiesen. Ausbürgerung – eine der härtesten Strafen, die einen Menschen treffen konnte.

Schreckliche Zeiten, wirre Zeiten. Materielle Not, unvorstellbare Armut, psychische Belastungen bis an die Grenze des Erträglichen, verheerende Epidemien, enorme klimatische Widrigkeiten, aber auch geradzukometenhafte Aufstiege einiger weniger Überlebender. So präsentiert sich uns heute nach rund 350 Jahren am Vorabend der in sich völlig widersprüchlichen Barockzeit die Stadt Deggendorf. Die Nachwirkungen der schrecklichen Kriegs- und Seuchenzeit von 1633/34 waren in weiten Teilen unseres Landes verheerend. Es sollte noch viele Jahrzehnte dauern, ehe Deggendorfs Alltagsleben wieder in normale und einigermaßen gesittete Bahnen zurückkehrte.

## ANMERKUNGEN:

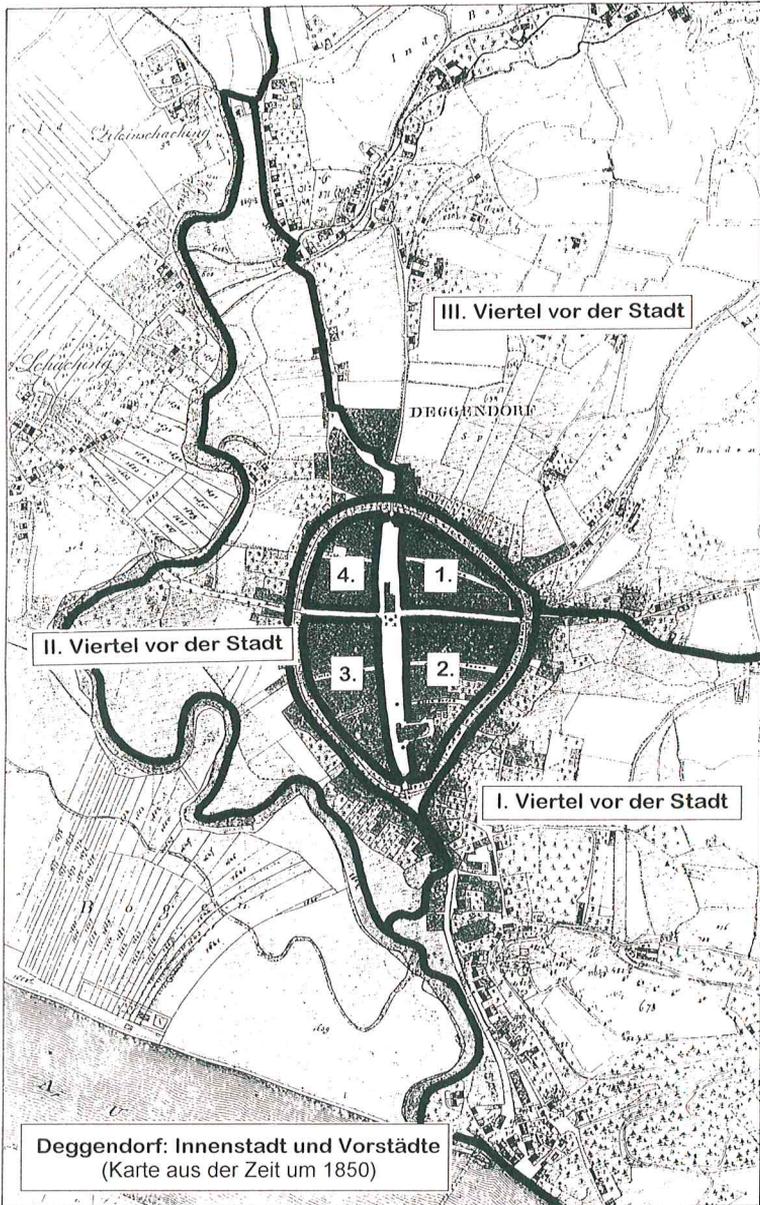
- <sup>1</sup> Pandemie: auf große Gebiete eines Landes oder eines Erdteils übergreifende Epidemie (griech. pandemos = dem ganzen Volk angehörend, allgemein, ganz).
- <sup>2</sup> Briefprotokoll 1706, fol 21 v (23. Oktober 1706); möglicherweise bezieht sich der Inhalt auf die Fleckfieberepidemie von 1703/04.
- <sup>3</sup> Günther Thiele, Handlexikon der Medizin, München 1980, Bd. I, S. 665.
- <sup>4</sup> Wie Anm. 3, Bd. II, S. 2236.
- <sup>5</sup> Manfred Vasold, Pest, Not und schwere Plagen, München 1991, S. 8.
- <sup>6</sup> Wie Anm. 3, Bd. I, S. 1358.
- <sup>7</sup> Erwin Schimitschek, Günther T. Werner, Malaria, Fleckfieber, Pest, München 1985, S. 153.
- <sup>8</sup> Colin McEvedy, Die Pest, in: Spektrum der Wissenschaft 4/1988, S. 114 ff.
- <sup>9</sup> Österreichisches Fernsehen (1. Programm), 5. Oktober 1994: Ein österreichischer Tourist wurde nach seiner Rückkehr aus Indien wegen des Verdachts auf Lungenpest in Quarantäne genommen. Der behandelnde Arzt, Chefarzt an einer steirischen Klinik, ist Lungenfacharzt. Es war ihm offensichtlich nicht bekannt, daß die Lungenpest bereits drei Tage nach der Infektion tödlich verläuft. Er entschuldigte die medizinisch unnötige und vor allem unsinnig lange Quarantäne mit mangelndem Fachwissen.
- <sup>10</sup> Wie Anm. 7, S. 83.
- <sup>11</sup> Wie Anm. 7, S. 84.
- <sup>12</sup> Wie Anm. 7.
- <sup>13</sup> P. Wilhelm Fink O.S.B., Geschichte der katholischen Pfarrei, in: Zwölfhundert Jahre Deggendorf 750 – 1950, S. 178.
- <sup>14</sup> Stadtkammerrechnung 1635, fol 7 v ff.
- <sup>15</sup> Wie Anm. 14.
- <sup>16</sup> Hans Jacob Christoph von Grimmelshausen, Der abenteuerliche Simplicissimus Teutsch, Stuttgart 1985, S. 56.
- <sup>17</sup> Steuerbuch 1633, o. fol.
- <sup>18</sup> Stadtkammerrechnung 1635, fol 1 r.
- <sup>19</sup> Georg Bauer, Chronik der k. bayerischen unmittelbaren Stadt Deggendorf, Verlag Nothhaft Deggendorf 1894, S. 46 f.: Der Oberst wird hier *Perkauer* genannt, der Rittmeister *Scheratin*. Zumindest dieser Name wurde bei der Transkription verlesen. Gleiches gilt für den ebenfalls an dieser Stelle erwähnten Oberst *Galas*; er hieß *Gallus*.
- <sup>20</sup> BayHStA München, Kurbayern Äußeres Archiv, Bestand 2428.
- <sup>21</sup> Hermann Grotefend, Taschenbuch der Zeitrechnung, Hannover 1985, 12. Aufl., S. 155.
- <sup>22</sup> „Bürgerzettel“ (Zierer) *Wolf Sölhamer*.
- <sup>23</sup> Steuerbuch 1633, fol 42 r.
- <sup>24</sup> Steuerbuch 1630, fol 30 r f.
- <sup>25</sup> BayHStA München, Kurbayern Äußeres Archiv, Bestand 2537.
- <sup>26</sup> Stadtkammerrechnung 1635, fol 6 v.
- <sup>27</sup> BayHStA München, Kurbayern Äußeres Archiv, Bestand 2537.
- <sup>28</sup> Steuerbuch 1633, fol 4 r: *Herr Wolf Leitenmair Churfr: Gerichtschreiber zu Pfarrkhirchen von seiner Eckbbehausung . . .*
- <sup>29</sup> Steuerbuch 1636, fol 4 v: *Herr Wolffgann Ladermair von Pfarckhirchen von seiner Egckbbehausung . . .*
- <sup>30</sup> Steuerbuch 1630, fol 55 r, Steuerbuch 1633, fol 30 v ff.
- <sup>31</sup> Wie Anm. 19, S. 50.
- <sup>32</sup> Alte Akten VII/40.

- <sup>33</sup> Wie Anm. 32.
- <sup>34</sup> Wie Anm. 32.
- <sup>35</sup> BayHStA München, Kurbayern Äußeres Archiv, Bestand 252.
- <sup>36</sup> BayHStA München, Kurbayern Äußeres Archiv, Bestand 2529.
- <sup>37</sup> BayHStA München, Kurbayern Äußeres Archiv, Bestand 2526.
- <sup>38</sup> BayHStA München, Kurbayern Äußeres Archiv, Bestand 2526.
- <sup>39</sup> BayHStA München, Kurbayern Äußeres Archiv, Bestand 2529.
- <sup>40</sup> BayHStA München, Kurbayern Äußeres Archiv, Bestand unbekannt.
- <sup>41</sup> Wie Anm. 40.
- <sup>42</sup> BayHStA München, Kurbayern Äußeres Archiv, Bestand 2529.
- <sup>43</sup> Wie Anm. 16, S. 58.
- <sup>44</sup> BayHStA München, Kurbayern Äußeres Archiv, Bestand 2529.
- <sup>45</sup> Alte Akten VII/40.
- <sup>46</sup> Wie Anm. 45.
- <sup>47</sup> Ludwig Keller, Das Haus Luitpoldplatz 2 in Deggendorf – 440 Jahre seiner Geschichte, in: Deggendorfer Geschichtsblätter 10/1989, S. 74 ff.
- <sup>48</sup> Steuerbuch 1633, fol 5 v, Steuerbuch 1636, fol 6 v.
- <sup>49</sup> Briefprotokoll 1634/38, fol 1 r f.
- <sup>50</sup> Steuerbuch 1639, fol 34 v; Steuerbuch 1646, fol 34 r; Verhörprotokoll 1646, fol 47 r; Verhörprotokoll 1646, fol 69 r; Stadtkammerrechnung 1634/35, fol 10 r.
- <sup>51</sup> Kirchenrechnung der Pfarrei Mariä Himmelfahrt 1635, fol 37 v.
- <sup>52</sup> Steuerbuch 1633, fol 17 v.
- <sup>53</sup> Steuerbuch 1633, fol 12 v.
- <sup>54</sup> Steuerbuch 1633, fol 42 v.
- <sup>55</sup> Spitalrechnungen 1633, 634, 1635 und 1636.
- <sup>56</sup> Wie Anm. 7, S. 78.
- <sup>57</sup> Wie Anm. 32.
- <sup>58</sup> BayHStA München, Kurbayern Äußeres Archiv, Bestand 2525.
- <sup>59</sup> Wie Anm. 32.
- <sup>60</sup> Ludwig Keller, Frau Anna Maria Vaithin – eine Deggendorfer Bürgerin aus der Zeit um 1700, in: Deggendorfer Geschichtsblätter 14/1994, S. 117.
- <sup>61</sup> Wie Anm. 39.
- <sup>62</sup> Stadtkammerrechnung 1634/35, fol 3 v.
- <sup>63</sup> Stadtkammerrechnung 1634/35, fol 12 r.
- <sup>64</sup> Stadtkammerrechnung 1634/35, fol 6 r.
- <sup>65</sup> Wie Anm. 60, S. 79 ff.
- <sup>66</sup> „Bürgerzettel“ (Zierer) Christoph Faith.
- <sup>67</sup> Gerichtsprotokoll 1634 (entspricht Ratsprotokoll), fol 17 v.
- <sup>68</sup> Steuerbuch 1633, fol 22 r.
- <sup>69</sup> Steuerbuch 1636, fol 25 r.
- <sup>70</sup> Steuerbuch 1636, fol 20 r.
- <sup>71</sup> Steuerbuch 1633, fol 20 r.
- <sup>72</sup> Gerichtsprotokoll (s. o.) 1634, fol 22 r.
- <sup>73</sup> Stadtkammerrechnung 1634/35, fol 37 r.
- <sup>74</sup> Wie Anm. 73.
- <sup>75</sup> Stadtkammerrechnung 1634/35, fol 27 v.
- <sup>76</sup> Pfarrkirchenrechnung 1639, fol 18 r ff.

- <sup>77</sup> Verhörprotokoll 1646, fol 7 r ff. – Der klageführende Apotheker *Hanns Urban Seibert(b)* bewohnte als Mieter das Haus Nr. 203 (Bahnhofstraße 2). Dieses Gebäude gehörte dem Bierbräu *Andreas Faydt* (Nr. 131 / Michael-Fischer-Platz 6). Der Vater des Apothekers war ein auf der Probstei ansässiger Bader: StB 1636, fol 33 v.
- <sup>78</sup> Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, Bd. I, Spalte 874, München, Wien. Aalen (Nachdruck ) 1983.
- <sup>79</sup> Verhörprotokoll 1626 fol 26 v ff.
- <sup>80</sup> Verhörprotokoll 1649, fol 55 v ff.
- <sup>81</sup> Steuerbuch 1646, fol 1 v.
- <sup>82</sup> Wie Anm. 81, fol 33 r.
- <sup>83</sup> Wie Anm. 81, fol 29 r.

Die hier angegebenen Literalien aus dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv (HStA) München sind im Stadtarchiv Deggendorf in Kopie vorhanden. Alle übrigen Quellen sind Originale im Stadtarchiv Deggendorf.

Bei der Transkription von Originalstellen wurden einschlägige Bestimmungen der „Richtlinien für die äußere Textgestaltung bei Herausgabe von Quellen zur neueren deutschen Geschichte“ von Johannes Schultze (Blätter für deutsche Landesgeschichte 98, Göttingen 1962, S. 1 – 11) hinsichtlich der Groß- und Kleinschreibung, der konsonantischen Verwendung von „u“ (z. B. *Vilßboven* statt *Vilßbouden*) und Auflösung von Kürzungen (z. B. *Johann Kbrieger* statt *Johann Kbrieg.*) berücksichtigt. Nach heutigem Sprachgebrauch fehlende Interpunktionen wurden in der Regel ergänzt. Abkürzungen bei regelmäßig wiederkehrenden Worten, wie Titeln, Anredeformeln usw. wurden beibehalten (z. B. *Churfrt: Dr:* = Kurfürstliche Durchlaucht, *E: G:* = Euer Gnaden)



Die Karte gibt die Gliederung der Stadt Deggendorf im 16. und 17. Jahrhundert wieder. Die Einteilung der Innenstadt in vier Viertel (1. bis 4.) blieb bis zum Ende des 19. Jahrhunderts erhalten. Bei den Vorstädten hingegen wurde um 1700 eine Neueinteilung vorgenommen. Dabei wurde im dritten Viertel der nördliche Teil (Hafnerstadt und Mühlenviertel) vom südlichen Bereich als eigenes Viertel (III. Viertel bzw. IV. Viertel) abgetrennt. (Kartenvorlage: Stadtarchiv Deggendorf)